

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse  
**Band:** 3 (1923)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Besprechungen = Comptes-rendus  
**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Besprechungen. — Comptes-rendus.

*Tacitus' Germania*, erläutert von Heinrich Schweizer-Sidler, erneuert von EDUARD SCHWYZER. Achte Auflage (dritte der Neubearbeitung). Sechs Abbildungen und eine Karte. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1923.

Schwyzers Ausgabe der «*Germania*» galt schon bisher mit Recht als der tüchtigste und bestunterrichtete Führer zum Verständnis der taciteischen Schrift. Diesen Ruf hat die neue Bearbeitung abermals befestigt. An die Entstehung in schwerer Zeit erinnert nur das geringe Papier; inhaltlich verträgt es das Buch, mit höchsten Ansprüchen und strengsten Maßstäben gemessen zu werden. Souverän überblickt der Verfasser alles, was Philologie, indogermanische und deutsche Sprachforschung, Archäologie, Geschichte, Volkskunde und Rechtswissenschaft zur «*Germania*» beigebracht haben, und macht davon wohlüberlegten und taktvollen Gebrauch. Besonders spürbar ist der Niederschlag, den E. Nordens «*Germanische Urgeschichte in Tacitus Germania*» hinterlassen hat; aber auch Norden gegenüber wahrt der Verfasser seine Selbständigkeit und verwertet nicht minder sorgfältig die durch Norden angeregten kritischen Auseinandersetzungen. Überall zeigt sich die nachbessernde Hand; was die Rezensenten zur früheren Auflage oder zu andern inzwischen erschienenen Ausgaben der «*Germania*» beigebracht haben, wird aufs genaueste berücksichtigt und nie ohne Grund verworfen. Einleitung, Kommentar und Anhang II (Literaturnachweise und Exkurse) sind vielfach erweitert; erfreulicherweise ist als Anhang III neu hinzugekommen, eine ausgewählte Sammlung von vorwiegend kulturgeschichtlich wichtigen Zeugnissen über die alten Germanen aus andern antiken Autoren und aus Urschriften.

Bei einem Kommentar, der sich mit tausend Einzelheiten befaßt, kann auch eine eingehendere Besprechung nur an Einzelnes anknüpfen. c. 10, 9 bezieht sich *etiam hic notum* doch wohl auf Rom. Tacitus will sagen: Ruf und Flug der Vögel zu befragen, ist auch bei uns bekannt; dem Germanenvolk eigen ist es, auch die Prophezeiungen und Warnungen von Rossen durch Beobachtung zu erfahren. Die Stelle ist ähnlich zu beurteilen wie 9, 3, wo mit *concessis animalibus* auf die nach allgemeiner (auch römischer) Auffassung erlaubten Tieropfer im Gegensatz zu dem in Rom verpönten Menschenopfer hingewiesen wird. — Zu c. 37, 9 *tam diu Germania vincitur* mag man vergleichen Phokions von bitterer Skepsis eingegebene Frage im Lamischen Krieg (323/2 v. Chr.): «Wann werden wir endlich aufhören zu siegen?» (Plutarch, Phokion 23). Es ist klar, daß es sich hier um

spontane Parallelerscheinungen handelt, nicht etwa um «typologische Bedingtheit» oder rein literarische Übernahme eines «Wandermotivs». Genau ebenso verhält es sich c. 5, 6 ff., wo man bei der von Tacitus gepriesenen Unempfänglichkeit der binnenländischen Germanen für Gold und Silber an das Charakterbild erinnert wird, das ein prophetischer Dichter des 6. Jahrhunderts v. Chr. von den «Medern» entwirft (gemeint sind die Perser), «die des Silbers nicht achten und am Golde kein Gefallen haben» (Jesaja 13, 17). Ebenso wieder c. 8, 2, wo zu *obiectu pectorum* eine merkwürdige griechische Parallele vorliegt in dem, was Plutarch mor. p. 241 B von einer Spartanerin, p. 246 A von persischen Frauen erzählt. Diese Nachrichten hat F. Dümmler im Philologus, N. F. 7 (1894), 205 ff. (= Kl. Schr. II 408 ff.) in den großen Zusammenhang einer uralten, einst weitverbreiteten Sitte eingereiht, die er als patriotischen Mahnruf durch den Appell an die Scham definiert; er hat auch bereits lange vor R. Geyer das von Wellhausen geschilderte Verhalten altarabischer Frauen in der Schlacht als sittengeschichtliche Parallele herangezogen. — S. 131 könnte zu c. 20 noch verwiesen werden auf die ein indogermanisches Mutterrecht ablehnenden Ausführungen von Berthold Delbrück, Preuß. Jahrb. 79 (1895, 1), 14 ff. — S. 136 zu c. 37: An Ed. Meyers letzter Behandlung des Teutonenproblems (Sitzungsber. d. Preuß. Akad. 1921, 750 ff.) ist wertvoll vor allem das uneingeschränkte Zugeständnis, daß Poseidonios die Toutonen (Teutonen) für einen von den Kimbern in den Strudel der Wanderung hineingerissenen Teilstamm (*pagus*) der Helvetier gehalten hat (vgl. diese Zeitschr. 1, 145 ff.). Sodann der Nachweis, daß die später herrschend gewordene Auffassung der Teutonen als germanische, aus benachbarten Ursitzen ausgewanderte Gefährten der Kimbern auf Livius zurückgeführt werden muß. Wir haben also zu wählen zwischen der Autorität des Zeitgenossen Poseidonios, der «auch als Historiker hoch über Polybios rangiert» (Wilamowitz, Griech. Lit. <sup>1</sup> 109) und derjenigen des um ein Jahrhundert späteren römischen Geschichtschreibers, dessen starke Seite bekanntlich die Kritik nicht war. Poseidonios zeigt sich über keltische Dinge durchwegs vorzüglich unterrichtet und hat auch, wie Ed. Meyer S. 751 hervorhebt, gerade über den Weg des Kimbernzuges «sehr präzise» Angaben gemacht. Es fällt mir schwer, mit Ed. Meyer eher ihm einen Irrtum zuzutrauen als dem Livius, in dessen Zeitalter nur noch versprengte Überreste der Toutonen fortlebten, über deren Vergangenheit und wahres Volkstum man sich nicht mehr ohne große Mühe hätte genaue Kunde verschaffen können. — S. 137 wird zu c. 43 verwiesen auf die Abhandlung von L. Weniger, Archiv f. Religionswissenschaft 9, 223 ff., wo mit dem schwarzgefärbten «Totenheer» (*feralis exercitus*), durch das die Harier nachts ihre Feinde zu schrecken pflegten, der nächtliche Überfall verglichen wird, durch den 600 Phoker, die sich und ihre Waffen mit Gips weiß gefärbt hatten, den eingedrungenen Thessalern eine schwere Niederlage beibrachten (Herodot 8. 27). Man braucht nicht bis zu den alten Griechen

zu gehen, um ähnliche «Gespensterheere» tätig zu finden. Zeitlich und räumlich liegen uns andere Parallelen näher. Am 30. Juni 1527 überfielen Antonio de Leyva und Kaspar v. Frundsberg bei Carate das Heer des Kastellans von Musso «stil bi nacht mit wissen huben und hemderen» über den Harnischen bekleidet (Anshelm, Berner Chronik V 212). Zwei Jahre später, am 21. Juni 1529, wandte derselbe Leyva bei Landriano nochmals die gleiche Kriegslist an gegen den französischen Marschall St. Pol (Marino Sanuto, Diarii tom. 50, p. 364. 366\*, Sp. 542. 546 der Ausgabe Venedig 1898; Guicciardini Storia d'Italia VIII, Capolago 1834, S. 90 f.). Am bekanntesten ist der Überfall der Reformierten durch die Zuger in weißen Hemden und Leintüchern am Gubel in der Nacht vom 23./24. Oktober 1531 (Dierauer III<sup>2</sup> 204 f.). Schließlich darf noch auf die geheime Gesellschaft der irischen «Whiteboys» hingewiesen werden, die seit 1761 bei ihren nächtlichen Zügen gegen die englischen Unterdrücker weiße Hemden über ihren Kleidern zu tragen pflegten (Pokorny, Irland, Gotha 1916, S. 84). In allen Fällen ist übrigens der Zweck, den Eindruck des Gespenstischen hervorzurufen, durchaus sekundär; im Vordergrund steht, was schon Herodot andeutet (προεΐπας, τὸν ἂν μὴ λευκανθίζοντα ἴδωνται, τοῦτον κτείνειν), die Absicht, ein sicheres Kennzeichen gegenüber den Feinden im nächtlichen Kampfe zu schaffen. — S. 139 und 164: die Urkunde mit der merkwürdigen semnonischen «Sibylle» *Waluburg* im Gesinde des römischen Vizekönigs von Ägypten (2. Jahrhundert n. Chr.) ist kein Papyrus, sondern (wie S. 24 richtig angegeben wird) ein Ostrakon. — Druckfehler sind S. IV und S. 138, Z. 1 «Gudemann», S. 123, Z. 16 v. u. «Mehliss», S. 38 (zu c. 14, 14) «23, 9» für 24, 9, S. 163, Z. 9 «Doomberg» für Doomburg. Von früheren Auflagen her sind stehen geblieben die falschen Zitate S. 42 (zu c. 16, 9) Plin. n. h. «19, 2» statt «19, 9», S. 56 (zu c. 22, 5) Tac. ann. «1, 50» statt «1, 65» und S. 70 (zu c. 28, 17) die obsoleete Namensform «Brumt» statt «Brumath». — Da das Druckmanuskript schon im Juli 1922 abgeliefert wurde, sind einige neuere Arbeiten noch nicht berücksichtigt, so (zu c. 2) die beiden letzten Versuche, den Germanennamen zu deuten, von Much, Sitzungsber. d. Wiener Akad. 195, 2 (1920) und Schnetz, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. 47 (1923), 470 ff., und (zu c. 29) die Bemerkungen über das «Dekumatenland» von Schumacher und G. Wolff in Schumachers Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande II (1923), 212. 342 ff. (neuerdings auch G. Wolff in Ilbergs N. Jahrbüchern 1924 II 16 ff.).

Basel.

Felix Stähelin.

GASTON CASTELLA, *Histoire du canton de Fribourg, depuis les origines, jusqu'en 1857*, Fribourg, Fragnière frères, éditeur, 1922, 638 pages in 8, 32 planches hors texte.

M. Gaston Castella, destine son *Histoire du canton de Fribourg*, «au grand public et en premier lieu, au corps enseignant primaire». Il a voulu



en faire un instrument de travail pour les instituteurs et le qualifie « un exposé succinct suivi de l'indication des ouvrages à consulter ». Persuadé par sa propre enquête qu'une synthèse était encore prématurée, M. Castella s'est borné, nous dit-il dans son Avant-Propos, « à une mise au point provisoire »; lorsque les travaux préparatoires étaient insuffisants, il a recouru aux documents principaux; en même temps il a toujours cherché à établir « la connexion entre les faits de l'histoire fribourgeoise et ceux de l'histoire suisse et même de l'histoire générale ». Cette introduction mesurée et modeste promet beaucoup moins que ce que l'auteur nous livre. En réalité, cette *Histoire du canton de Fribourg*, écrite à la demande du Conseil d'Etat et préparée par plusieurs années de recherches et d'études est autre chose qu'un simple « complément à l'*Histoire suisse* de M. le professeur Suter ». C'est bien une œuvre synthétique, solidement construite, très neuve en beaucoup de ses parties, toujours bien informée, et composée avec un souci d'harmonie et de clarté qu'inspirent un respect très profond de la vérité en même temps qu'un sentiment patriotique très vif. M. Castella a pris comme exergue cette phrase de Fustel de Coulanges: « l'histoire ne résout pas les questions; elle nous apprend à les examiner »; nous éprouvons une grande sécurité, une réelle satisfaction intellectuelle à examiner et même à comprendre les questions que nous présente un guide d'une probité scientifique aussi indiscutable.

L'ouvrage débute par une introduction qui décrit « sommairement l'état du pays fribourgeois depuis les temps dits préhistoriques » jusqu'à la fondation de la ville de Fribourg. Après un résumé de nos connaissances sur les origines préhistoriques, romaines, germaniques et chrétiennes, M. Castella fait le tableau du démembrement féodal dans les terres qui seront comprises dans les possessions fribourgeoises; il réussit à mettre de l'ordre et de la clarté dans l'histoire de ces seigneuries qui correspond en même temps à la formation territoriale du canton.

Dans la première partie qui suit, huit chapitres étudient l'histoire de Fribourg, de sa fondation à l'entrée dans la Confédération (1481). Pour son premier chapitre, M. Castella utilise un travail encore inédit de M. Pierre de Zurich qui place en 1157 la fondation de la ville; il nous en donne les raisons topographiques et politiques; Berchtold IV de Zaehringen a voulu asseoir solidement sa puissance en Uechtland; il établit par Fribourg un nouveau passage sur Lausanne dont il est l'avoué épiscopal; ainsi la porte reste ouverte sur le pays romand.

Après les Zaehringen, les Kibourg sont les seigneurs de Fribourg de 1218 à 1277; M. Castella étudie leur époque, à l'aide d'un mémoire sous presse de M. Léon Kern; la ville neuve entre très vite dans la guerre féodale et conclut des alliances avec Berne (1243), Morat (1245); peu après elle attaque cette dernière et reçoit, en 1249, des deux comtes Hartmann de Kibourg la charte de confirmation de son droit et de sa coutume; autour d'elle Pierre II de Savoie pousse ses conquêtes territoriales; aussi dès 1264,

Rodolphe de Habsbourg devient-il le défenseur des Kibourg et de Fribourg; malgré le renouvellement de l'alliance avec Berne, en 1271, les fils de Rodolphe acquièrent la seigneurie de Fribourg en 1277 et la lutte des influences à la frontière des langues, se termine par la victoire de l'Autriche.

Les deux chapitres qui suivent traitent de la domination autrichienne; le terrier des Habsbourg indique que l'autonomie de la ville est compromise; la bataille de Laupen (1339) affirme la suprématie de Berne; dès lors Fribourg hésite entre les deux attitudes que les circonstances ou ses intérêts lui commandent, la fidélité à l'Autriche et l'amitié de Berne; le dénouement de cette longue crise est décrit dans le chapitre 5; c'est la rupture avec l'Autriche et le passage à la suzeraineté savoyarde, en 1452, enfin le renouvellement de la combourgeoisie avec Berne en 1454. M. Castella suit de près le développement des alliances fédérales, leur contre coup pour la situation de l'Autriche, et dans la politique fribourgeoise; il arrive ainsi avec son chapitre 6 aux guerres de Bourgogne, à l'entrée en campagne des Fribourgeois aux côtés des Bernois. Morat consacre cette fraternité des armes, dont le résultat est la possession des quatre bailliages communs, la renonciation à la suzeraineté par la duchesse Yolande de Savoie (1477) enfin l'entrée de Fribourg dans la Confédération (1481).

Ayant ainsi décrit l'émancipation politique de Fribourg, M. Castella fait un retour en arrière pour considérer « la vie urbaine jusqu'à la fin du XV<sup>ème</sup> siècle » (chapitre 7) et « le gouvernement et la richesse » (chapitre 8); la constitution de 1404, démocratique de principe, donne bientôt naissance à une aristocratie de fait; la bourgeoisie évolue pour devenir au 17<sup>ème</sup> siècle, le patriciat; l'activité économique tient surtout dans l'histoire de la draperie; vers 1430—1440, Fribourg est une ville de grande industrie; sa prospérité se maintient jusqu'à la fin du siècle; M. Castella insiste sur les raisons très précises qu'eurent les Fribourgeois de s'intéresser dès le 14<sup>ème</sup> siècle aux foires de Genève, dont ils restèrent les clients fidèles jusque dans leur décadence, au delà de 1482; la comparaison avec Berne, ville de transit, montre la supériorité industrielle de Fribourg et les intérêts primordiaux de ses débouchés vers Genève. Bien qu'il estime que « l'histoire des chiffres prouve autant l'influence des idées que celle de l'argent », M. Castella voue tous ses soins aux questions d'histoire économique, à la démographie basée sur les recensements et les registres d'impôts de 1445, déjà étudiés par M. Buomberger, aux abbayes et corporations qui n'ont pas joué à Fribourg de rôle politique.

La deuxième partie du livre contient toute l'histoire de l'ancien régime fribourgeois, à l'intérieur et à l'extérieur, de l'entrée dans la Confédération à l'invasion française. Deux premiers chapitres (9 et 10) font la part de Fribourg dans la guerre de Souabe et dans les guerres d'Italie; M. Castella entre dans quelques détails, dès qu'il s'agit d'événements, de troupes ou de personnalités plus particulièrement fribourgeois; ainsi le procès de l'avoyer Arsent, étroitement lié à la lutte entre Schiner et Supersaxo en 1511, les

négociations de Pierre Falk, qui obtient en 1512, du pape Jules II, l'érection de St. Nicolas en collégiale, puis son adhésion à l'alliance française, lors de la paix perpétuelle de 1516. Le chapitre 11, très important, débute avec la lutte contre la Réforme. M. Castella montre tout d'abord l'infiltration des doctrines évangéliques dans les milieux « humanistes » de la ville, puis la répression gouvernementale, qui commence en 1524 par les professions de foi; la situation de Fribourg devient dès lors délicate; il lui faut compter avec Berne, maintenant réformée, et souvent céder devant elle dans les bailliages, enfin lâcher la partie à Genève, en 1534, où Farel soutenu par Berne prêche librement la nouvelle foi. La restauration catholique, avec le prévôt Schneuwly, le nonce Bonomio et le père Canisius, avec la fondation du collège jésuite de Saint Michel, redonne dès 1580 un sens nouveau à la vie fribourgeoise; en 1613 l'évêque de Lausanne vient prendre sa résidence à Fribourg. M. Castella a très heureusement développé les conséquences multiples de cette restauration; dans le chapitre 12 il décrit les lettres, les études et les arts au 16<sup>ème</sup> siècle, et dans le chapitre 13, la politique extérieure. Dès qu'il a pris le pas sur l'humanisme suspect, l'ordre des Jésuites exerce la censure sur la presse, fait triompher les humanités chrétiennes et devient le meilleur soutien d'un gouvernement à tendance de plus en plus oligarchique. A l'extérieur, l'appui donné à Genève contre la Savoie noue en 1519 et surtout en 1526, les premiers liens qui rattacheront plus tard la cité épiscopale à la Confédération. Fribourg a été le soutien du parti de l'indépendance et sa fidélité s'est manifestée envers ses combourgeois dans les circonstances critiques de 1519 et de 1530. Bien que séparée, confessionnellement de Berne, Fribourg prend sa part des conquêtes sur la Savoie en 1536; elle ne semble pas éloignée d'adhérer à la protection de Genève, en 1567 et 1572; elle acquiert la Gruyère en 1554, obtient en 1578 la renonciation d'Emmanuel Philibert au comté de Romont et entre en même temps dans l'alliance des cinq cantons catholiques avec la Savoie. Cette question de la protection de Genève met aux prises le parti hispano-savoyard et le parti français; en 1588, c'est la victoire des Espagnols avec l'adhésion à la Ligue Borromée; mais Fribourg, reste isolée au milieu de contrées protestantes; elle est associée à Berne dans l'administration des bailliages; de là une réserve, une modération dans les luttes religieuses que M. Castella a finement analysées, tout en décrivant avec soin les relations de Fribourg avec Genève, leur genèse et leur fin heureusement provisoire.

Les chapitres 14 et 15 nous ramènent à la politique intérieure, en étudiant successivement le patriciat au pouvoir, la vie économique et les relations de l'Etat avec l'Eglise. La concentration des pouvoirs au 16<sup>ème</sup> siècle, entre les mains de la « bourgeoisie secrète », qui devient le patriciat, s'explique par des raisons de sécurité et de défense de la foi catholique. M. Castella marque le progrès du pouvoir de la Chambre secrète et le passage de la souveraineté, de la Commune au Conseil des CC.; il décrit

le fonctionnement de l'Etat fribourgeois, l'administration, l'organisation militaire, le service étranger et son influence sur la culture, jusqu'à la fin de l'ancien Régime; en matière économique, il cherche surtout à définir les ressources financières de l'Etat, ses interventions dans l'industrie et le commerce, enfin d'après les travaux de MM. Holder et Rappard la situation de l'agriculture et les droits féodaux au 17<sup>ème</sup> et au 18<sup>ème</sup> siècle; les rapports avec l'Eglise méritaient un examen attentif; ils sont en effet très particuliers et beaucoup moins simples qu'il semble à première vue; le gouvernement patricien est le fils dévoué de l'Eglise, à laquelle il laisse la haute main sur l'instruction publique; mais il entend se défendre contre le trop grand développement des immunités; il soutient le Chapitre de St. Nicolas; sans doute grâce à ses influences, à partir de 1688, tous les évêques sont du pays. M. Castella défend l'ancien gouvernement contre l'accusation de josphisme; mais il constate qu'il a toujours cherché à se servir de l'Eglise « autant qu'à la servir ».

La politique extérieure aux 17<sup>ème</sup> et 18<sup>ème</sup> siècles (chapitre 16) est signalée par le progrès de l'influence française qui supplante peu à peu l'alliance espagnole, malgré les luttes des partis et grâce au système des pensions; neutralisée par Berne, lors des guerres de Villmergen, Fribourg n'arrive pas à donner un appui sérieux au prétendant français lors de la succession de Neuchâtel; pour le « cantonnement » de Genève, les difficultés soulevées par le gouvernement fribourgeois firent échouer les négociations en 1692 et 1777; au contraire, l'arrêt de toute opposition de la part des députés fribourgeois concorde, en 1792, avec le succès de la mission de l'ancien syndic Rigaud et l'inclusion de Genève dans la neutralité suisse.

Les débuts de la Révolution française sont importants pour Fribourg, car les réfugiés de 1781 jouèrent à Paris un rôle prépondérant dans le Club helvétique; M. Castella dépeint leur rôle; il, décrit le contre coup du 10 août à Fribourg, l'occupation des frontières de 1792, enfin l'activité des émigrés français de 1789 à 1796.

La chute de l'ancien régime, soit la prise de Fribourg, le 2 mars 1798, par l'armée du général Pijon, clôt (au chapitre 17) le récit des mouvements populaires du 17<sup>ème</sup> et du 18<sup>ème</sup> siècle; le soulèvement de Bellegarde en 1635—1636, est comme un avant-coureur de la guerre des paysans de 1653 qui provoqua quelque malaise à Fribourg, mais guère plus; la grosse affaire au 18<sup>ème</sup> siècle est la révolution de Chenaux de 1781—1783. La répression et l'accord établi entre nobles et patriciens semblent triompher de ce premier ébranlement que M. Castella connaît particulièrement bien; mais ce n'est là qu'une façade; la révolution vaudoise propage très vite ses idées, en 1798, dans la campagne, principalement dans la Gruyère; l'ancien régime avec la ville oppose une résistance incertaine à la Révolution et à l'étranger.

La troisième et dernière partie du livre de M. Castella n'était pas le moins difficile à écrire; les matériaux sont nombreux, les travaux pré-



paratoires abondants, mais les recherches historiques sur cette époque ont subi le contre-coup de la polémique des partis. M. Castella a écrit cette histoire contemporaine avec objectivité et avec prudence. Il décrit tout d'abord l'œuvre de l'Helvétique et de la Médiation (chapitres 18 et 19) surtout au point de vue de la législation et des institutions fribourgeoises; il fait de même pour la restauration patricienne de 1814—1830 (chapitre 20); la lutte contre les idées du père Girard, le rappel des Jésuites en 1818 sont les traits dominants de cette contre-révolution; le mouvement libéral de 1830 à 1846 (chapitre 21) commence sous les auspices de la démocratie directe de la nouvelle constitution; mais dès 1834, les « conservateurs », effrayés par les progrès du radicalisme en Suisse, donnent au gouvernement une tendance de plus en plus réactionnaire; M. Castella ne se laisse pas entraîner dans des discussions aujourd'hui désuètes; c'est à l'œuvre positive des régimes successifs qu'il s'attache, en recherchant ce que chacun d'eux a laissé au canton dans le domaine éducatif, législatif et social. C'est ainsi qu'après le récit du Sonderbund (chapitre 22), bonne mise au point des récits que nous possédons, il ne néglige rien pour rendre au régime radical de 1847 à 1856 (chapitre 23) ce qui lui revient, surtout dans la question si importante pour Fribourg de la construction des lignes de chemin de fer. Le dernier chapitre (24) de cette ultime partie fait le tableau du mouvement intellectuel qui, suivant les fluctuations de la politique, va du père Girard à Alexandre Daguët; les études historiques, du 18<sup>ème</sup> siècle à la fondation de la Société d'histoire en 1840, et même au-delà, y tiennent une place d'honneur, ce qui n'est point pour déplaire aux collègues de l'auteur.

Tout l'épilogue qui termine l'*Histoire du canton de Fribourg*, à l'avènement du régime conservateur de 1856, est à lire. C'est avec raison que M. Castella compare les destinées opposées de Genève et de Fribourg: Genève est devenue au 16<sup>ème</sup> siècle la citadelle de la foi réformée; Fribourg transformée par la contre-Réforme demeure en Suisse et plus particulièrement en Suisse romande le rempart du catholicisme; comment cet apostolat a-t-il réussi à se concilier avec une politique assez libre, et qui évolue, malgré les violences de la guerre civile, dans le sens d'une intelligente compréhension de l'entente confédérale. C'est ce que le beau livre de M. Castella permettra à l'avenir de mieux comprendre.

Lorsque l'on n'a pas à formuler de réserves ou de graves critiques sur le fond même d'un ouvrage, ou sur la méthode de l'auteur, il convient, pour bien montrer qu'on l'a lu, de présenter à son sujet quelques critiques de détail; si je cède à ce travers un peu pédant, ce n'est pas pour déprécier par de menues corrections une œuvre qui s'impose, mais pour bien montrer l'intérêt qu'elle a éveillé en moi et peut-être pour préparer les retouches toutes naturelles d'une seconde édition.

M. Castella admet (p. 15) « vers 450 av. J. C. », pour le début de la période gauloise ou celtique, soit l'époque des Helvètes. On sait que

M. le professeur Felix Staehelin avance l'occupation du pays suisse par les Helvètes jusqu'au commencement du 1<sup>er</sup> siècle av. J. C. (*Revue suisse d'histoire*, 1921, p. 129—157), ce qu'admet également M. Ernest Gagliardi (*Geschichte der Schweiz*, t. I, 1920, p. 20). Evidemment la question reste encore ouverte et l'on comprend que M. Castella ait laissé la discussion de côté; mais dès maintenant il convient de tenir compte des récents travaux qui expriment sur ce point des opinions divergentes.

M. Castella place en 354 une seconde destruction d'Avenches (p. 20). C'est bien ce que l'on trouve dans Eugène Secrétan, *Aventicum* (1905), p. 23 et 26, et dans Dierauer, *Hist. de la Confédération*, t. I (1911), p. 17. Cette destruction est-elle vraiment prouvée? Mgr. Besson n'en dit mot (*Recherches sur les origines des Evêchés...* (1906), p. 138), F. L. Haller (*Versuch einer Geschichte der Helvetier unter den Römern* (Zurich, 1793, in 8), p. 206—260), estime qu'Avenches fut certainement ravagée lors de l'invasion alamannique de 351—352; au fond il ne sait rien de précis sur cet événement; la description bien connue d'Ammien Marcellin peut aussi bien s'expliquer par la seule destruction de 259—260.

Au sujet de la toponomastique de nos contrées, il semble bien que M. Castella (p. 21) soit resté aux *Etudes de toponymie romande* de M. Stadelmann et qu'il n'ait ni connu ni utilisé les importants et décisifs travaux de M. Ernest Muret sur la matière. (*De quelques désinences de noms de lieu particulièrement fréquentes dans la Suisse romande et en Savoie, Romania*, t. XXXVII (1908), p. 1 ss., 378 ss., 540 ss. et *Le suffixe germanique ing dans les noms de lieu de la Suisse française et des autres pays de langue romane. Mélanges de linguistique offerts à M. Ferdinand de Saussure*, Paris 1908, in 8, p. 267—306.) Pour M. Castella les noms de lieu en *ens* de notre pays «seraient — sauf quelques exceptions — d'origine burgonde», les noms en *anges*, *enges*, *inge* (Vaud et Genève), et *ans* (Jura-français) correspondraient à la terminaison allemande *ikon*. Résumant la pensée de M. Muret, d'après ses propres renseignements, nous pouvons dire que dans le canton de Vaud et de Fribourg les noms en *ens*, *enges*, *ans*, *anges*, sont en effet des noms d'origine germanique correspondant aux noms allemands en *ing*, *ingen* ou *igen*, mais non pas aux noms en *ikon* (plus anciennement *ikofen*, pour *ing-hofen*); par contre les noms en *inge* ou *inges*, sont romains dérivés de *cognomina* en *ianus*, au moyen du suffixe *icus*, ou de gentilices en *ius*, au moyen du suffixe composé *anicus*.

Sur l'état des fortunes au 15<sup>ème</sup> siècle M. Castella (p. 181) n'a pas pu utiliser, semble-t-il, le récent travail de M. Hans Nabholz, *Zur Geschichte der Vermögensverhältnisse in einigen Schweizer-Städten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts*, Festgabe Paul Schweizer, 1922, p. 93—119.

*La Confession de la Foy, laquelle tous Bourgeois et habitans de Genève et subiectz du pays doivent jurer de garder et tenir*, de 1537 (citée p. 238), condamne, il est vrai «ce qui est tenu au royaume du pape de sept



sacrements»; mais elle en conserve toutefois deux, le baptême et la cène; cf. Ruchat, *Histoire de la Réformation*, t. IV (1836), p. 118.

Le nom de famille « Montfalcon » est bien la forme usuelle et préférable à celle de « Montfaucon » (p. 268); cf. Foras, *Armorial de Savoie*, t. IV, p. 91—108, et Maxime Reymond, *Les dignitaires de l'Eglise N. D. de Lausanne, M. D. R.*, seconde série, t. VIII, p. 288—393.

M. Castella écrit (p. 345): « Il y eut sous Louis XV et Louis XVI des régiments de Boccard, de Castella, de Diesbach, de Seedorf ». Il faut ajouter « sous Louis XIV » et joindre à ces noms fribourgeois de régiments suisses au service de France, celui de Reynold (1692 à 1702); en outre il y eut deux régiments Castella, l'un de 1702 à 1722, l'autre de 1746 à 1762 et 1773 à 1791. Cf. Hanoteau et Bonnot, *Bibliographie des historiques des Régiments français*, Paris 1913, in 8, p. 83, 84, 86.

En 1792, Pierre-André Rigaud qui négocie auprès de la Diète l'inclusion de Genève dans la neutralité suisse n'est pas « syndic de Genève » (p. 401), mais ancien syndic; il avait revêtu cette magistrature en 1790.

M. Castella écrit « Gottrau-Treyfayes » (p. 416, l. 3), « Le seigneur de Treyfaye » (ibid., l. 17) et « Gottrau-Treyfaye » (ibid., l. 27). L'orthographe du Dictionnaire postal est « Treyfayes ».

M. Castella attribue (p. 446) au général Brune, en 1798, le projet de partage de la Suisse en trois républiques, la Rhodanie, l'Helvétie, la Tellgovie; tel fut bien, en effet, le plan du général, désavoué par le Directoire sur les réquisitions des patriotes suisses de Paris. Mais M. Frédéric Barbey a établi (*Félix Desportes et l'annexion de Genève à la France*. Paris, Genève 1916, in 8, p. 211, n. 4) que l'initiative de ces trois républiques était bien le fait du Directoire lui-même, dès le 27 février 1798.

Est-il exact de dire (p. 492), que l'abbé Vuarin fit, après le bref de 1819 « de vaines tentatives pour obtenir la restauration du siège épiscopal de Genève »? Un passage de son *Histoire* par les abbés Fleury et Martin paraît l'indiquer, au moins en 1824 (t. II, p. 339—340); mais Vuarin n'a pas eu pour lui d'ambitions épiscopales; il aurait voulu maintenir les catholiques genevois dans un diocèse sarde, afin de faciliter la protection et l'intervention du roi de Sardaigne; son but fut par-dessus tout de rétablir l'évêché de St. François de Sales, c'est à dire de ramener Genève au catholicisme.

Divonne (p. 578) est plus proche de la frontière vaudoise que de la frontière genevoise.

La typographie du volume est digne du texte; à peine quelques fautes d'impression, p. 235 des césures malheureuses; p. 345 dernière ligne: « nolaire » pour « notaire »; à la table des matières, p. 636, 130 au lieu de 135, 144 au lieu de 160. Quelques chapitres sont introduits par le marginal « Sommaire »; d'autres ont des sommaires sans indication dans la marge; d'autres enfin n'ont ni l'un ni l'autre. Ces petites irrégularités doivent avoir leurs raisons; mais je ne les saisis point.

Les bibliographies des chapitres sont très complètes mais un peu massives; les ouvrages sont classés par ordre alphabétique des noms d'auteurs; j'aurais préféré, pour la commodité des recherches, un groupement systématique par sujet, étant donné l'ampleur des chapitres et la diversité des matières.

On ne peut que louer l'illustration du volume, trente deux planches de reproductions documentaires bien choisies et techniquement excellentes.

Genève.

Paul E. Martin.

*Kardinal Matthäus Schiner als Staatsmann und Kirchenfürst.* Ein Beitrag zur allgemeinen und schweizerischen Geschichte von der Wende des XV.—XVI. Jahrhunderts. Von ALBERT BÜCHI. I. Teil (bis 1514). Zürich, Kommissionsverlag Seldwyla. 1923. 396 S. (Collectanea Friburgensia N. F. Fasc. XVIII).

Ein biographisches Werk über Matthäus Schinner entsprach zweifellos einem Bedürfnis. Unsere ältere Schweizergeschichte ist an politischen Persönlichkeiten größeren Stils nicht so überreich, als daß wir ruhigen Herzens auf eine Monographie über einen der wenigen Vertreter dieses Typus hätten verzichten können. Mit hohen Erwartungen sah man deshalb der seit Jahren in Aussicht gestellten abschließenden Biographie des Kardinals von Sitten entgegen, von der nunmehr der erste, bis dicht vor Marignano reichende Band erschienen ist.

Die Erwartungen sind im allgemeinen nicht enttäuscht worden. Trotz mancher Ausstellungen, die man im einzelnen machen kann, und obwohl die Darstellung stilistisch manche Mängel aufweist, ist im ganzen und großen eine wohlabgerundete Erzählung entstanden, die zum ersten Male den einflußreichen Walliser Kirchenfürsten als Gesamtpersönlichkeit auffassen läßt. Allerdings nur soweit dies überhaupt möglich ist. Büchi hat in der Formulierung seines Titels selbst die Grenzen angedeutet, in die unser Wissen durch den Charakter des Quellenmaterials gebannt ist. Über das Innere des Menschen Schinner, über den Ursprung seiner Ideen, auch nur seiner politischen Anschauungen ist uns nichts bekannt. Keine Aufzeichnung gibt uns über sein eigentliches Wesen Aufschluß. Sein Temperament lassen allerdings einzelne Berichte erkennen; aber selbst bei solchen Szenen wissen wir nicht, wie vieles ursprüngliche Anlage und wie vieles bloße Berechnung war.

Schinner war — das zeigt diese Biographie von neuem — durchaus und ausschließlich ein Mann der Tat, der sich der Reflexion so gut wie nie hingegeben hat. Dies befähigte ihn auf der einen Seite natürlich in besonderem Maße zu seinen Leistungen auf dem Gebiete der Diplomatie und Politik; auf der anderen stellt es seinen Biographen vor besondere Schwierigkeiten. In einer Lebensbeschreibung sollte das rein menschliche Element stärker hervortreten als in einer allgemeinen historischen Darstellung. Dies hat hier selbstverständlich nicht der Fall sein können und

insofern darf wohl gesagt werden, daß, so dankenswert die Arbeit Büchis auch ist, an Neuem weniger geboten wird, als man vielleicht erwartet hatte. Die Figur Schinners steht nach der Lektüre des Buches in denselben Umrissen vor uns wie vorher; die detaillierte Biographie entwirft kein anderes Bild von dem Kardinal von Sitten als die Darstellungen der Schweizer und allgemeinen Geschichte getan hatten.

Es ist das Recht jedes Biographen, den Helden seines Werkes etwas zu überschätzen und niemand wird Büchi einen Vorwurf daraus machen, daß er, so sehr er auch im allgemeinen nach Unparteilichkeit strebt, dieser Versuchung nicht immer entgangen ist. Immerhin ist dank diesem Umstand manches weniger scharf herausgekommen, als richtig gewesen wäre. So sind doch wohl einzelne lobende Zeugnisse nicht kritisch genug geprüft. Ich glaube z. B. kaum, daß auf öffentliche Widmungen etwas zu geben ist, in denen Schinner als bedeutender Theologe gerühmt wurde. Ebenso sollten alle Aussagen, die auf der Folter oder auch bloß aus Furcht vor der Folter gemacht wurden, schlechtweg ignoriert oder höchstens in einer Anmerkung zitiert werden. Büchi befolgt eine andere Methode; aber die Folge ist, daß Schinner als ein bedeutenderer Theologe und ein weniger gewalttätiger politischer Gegner erscheint, als er in Wirklichkeit war. Wünschbar wäre es auch wohl gewesen, näher auf die finanziellen Verhältnisse des Kardinals einzugehen. Wir wissen, daß Schinner sich, wie wohl alle Staatsmänner jener Zeit, von den auswärtigen Mächten, die in ihm einen Vertreter ihrer Interessen erkannten, reichlich bedenken ließ (vgl. Le Glay, « Négociations », II, 424 vom Jahre 1519); es wäre nicht unwichtig gewesen, näheres darüber zu erfahren, um so mehr, als der Kardinal, im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen (z. B. zu Wolsey), sich offenbar immer nur von einer Seite und stets im Sinne seiner antifranzösischen Tendenzen bezahlen ließ. Doch mag es sein, daß das Material zu einer solchen Untersuchung nicht ausreicht, und möglicherweise hat Büchi einen zusammenfassenden Abschnitt über die Vermögensverhältnisse Schinners auf den zweiten Band aufgespart.

Schlimmer ist wohl, daß der Verfasser allem Anschein nach durch seine sich Jahre hinziehende Arbeit zum Schlusse etwas ermüdet wurde und der Exaktheit im einzelnen nicht überall die nötige Sorgfalt zuteil werden ließ. Versehen, die offenbar der ausschließlichen Benutzung von Exzerpten ohne Zurückgehen auf die Originale zuzuschreiben sind, finden sich häufiger, als man wünschen möchte. Das Schreiben « Lettres de Louis XII », IV, 85 ist einmal (p. 282) unrichtig interpretiert und zum Jahre 1512 gesetzt, ein anderes Mal (p. 322) richtig zum Jahre 1513. p. 186, n. 2 ist Ulmann, « Maximilian I. », II, 406 zu einer anderen Begebenheit angeführt, als in jenem Werke gemeint war. Die bekannte Genueser Familie der Fieschi erscheint bald in dieser richtigen Form (p. 355), bald in der latinisierten Form « Flisco » (p. 341). Das Wort « Marranus ».

das in der damaligen italienischen Literatur überaus häufig vorkommt und dort « ungläubig » bedeutete, hat nichts mit « Maure » zu tun; zur Erklärung wäre nicht der alte Ducange, sondern der Aufsatz von A. Farinelli in den « Studi letterari e linguistici dedicati a Pio Rajna » (1911) zu zitieren gewesen. Methodisch noch schlimmer erscheint mir, daß Büchi die Akten des Jetzerprozesses nicht nach dem Original, sondern nach der höchst fehlerhaften Übersetzung des in seiner Glaubwürdigkeit immer noch überschätzten Anshelm benutzt. Büchi hat so das ganze Einschiebsel S. 133 oben, das sowieso an dieser Stelle nicht paßt und das auch er nicht recht zu erklären weiß, aus Anshelm aufgenommen, obwohl sich in den Acta kein Wort davon findet. « Confundi fugitis » kann man dann nicht wohl (im Anschluß an Anshelm) mit « Warum flieht ihr denn » übersetzen, sondern es heißt: « Warum scheut ihr euch, beschämt zu werden? » Noch schlimmer ist das Mißverständnis einer anderen Stelle aus derselben Rede Schinners an den Prior (Büchi schreibt « an den Lesemeister ») des Berner Dominikanerklosters: (Gott hat bewirkt, daß eure Schlechtigkeit nicht verborgen bleiben konnte), « sed reduceremini per hujusmodi confusionem ad confessionem veritatis, qua, quod sedare figmentis voluistis, mundum fieret ». Hier hat Anshelm, vielleicht aus seiner protestantischen Tendenz heraus, « mundum » (lauter) mißverstanden und übersetzt: (ihr wolltet) « die Welt betrügen »; Büchi folgt ihm nur zu getreulich nach. Auch an andern Stellen seines Werkes hat er sich übrigens dadurch nicht irre machen lassen, daß seine Interpretation zu einem seltsamen Resultate führte. p. 322 wundert er sich darüber, daß Graf Carpi, der kaiserliche Gesandte in Rom, im Jahre 1513 Schinner den Rat gegeben haben sollte, nicht für einen Franzosen zu stimmen; das sei überflüssig gewesen. Das hat Graf Carpi auch gar nicht getan; er schickte seinen Diener vielmehr zu Schinner ins Konklave, um ihn zu ersuchen, bei den übrigen Kardinälen gegen die Wahl eines Franzosen oder Venezianers zu wirken (vgl. auch Pastor: « Geschichte der Päpste », IV, I, 16). Von dem bekannten kaiserlichen Diplomaten Andrea del Burgo kann man auch nicht wohl sagen, daß sich « seit September 1515 seine Spur verliere » (p. 381); sein Name wird in der Korrespondenz der habsburgischen Herrscher auch später noch häufig genannt. Das p. 358, n. 1 angeführte Schreiben Bembos findet sich nicht Epistolae VI, 1, sondern VI, 12.

Doch sollen diese kleinen Ausstellungen den Wert der gesamten Leistung nicht herabsetzen. Das Bild, das Büchi von Schinner (ich halte es nicht für nötig, von der überkommenen Orthographie abzugehen) entwirft, wird durch solche gelegentliche Nachlässigkeiten nicht berührt. Hoffen wir, daß es dem Verfasser möglich sein werde, seine Biographie zu Ende zu führen; wenn er dabei durch sorgfältigere stilistische Ausfeilung, sowie durch deutlichere Herausarbeitung der chronologischen Verhältnisse in den erzählenden Partien der Darstellung leichteren Fluß und größere Übersichtlichkeit verleiht, so wird die Schweizergeschichte endlich

die Biographie des Kardinals von Sitten besitzen, auf die sie schon längst gewartet hat.

Basel.

Eduard Fueter.

*Der Mailänder Feldzug vom Jahre 1522 (Bicocca-Schlacht).* Nach den Quellen dargestellt von HERMANN VARNHAGEN. Zürich 1923. 62 Seiten (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft, XXIX, 3 = 87. Neujahrsblatt).

Professor Hermann Varnhagen in Erlangen gelang es vor etwa dreißig Jahren, eine den Bicocca-Feldzug poetisch behandelnde gleichzeitige Dichtung, den «Lautrecho» des Francesco Mantuano, wieder zu entdecken. Er gab damals (1896) nicht nur das ganze Werk neu heraus, sondern versah es auch mit einer ausführlichen historischen Einleitung, die sich unabhängig von dem genannten Poem mit den militärischen Vorgängen des Jahres 1522 befaßte. Diese Einleitung ist nun, nachdem der Verfasser inzwischen noch weiteres Material zur Geschichte der Bicocca-Kampagne publiziert hat, in neuer, in vielen Abschnitten wörtlich übereinstimmender Auflage als 87. Neujahrsblatt der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft herausgekommen.

Wie in seinem früheren Werke, so hat Varnhagen auch in der vorliegenden Neubearbeitung (die vielleicht deutlicher als solche hätte bezeichnet werden dürfen) die Übersicht über die Quellen gänzlich vom Texte getrennt, d. h. zu den einzelnen Angaben seiner Darstellung die Belegstellen nicht angeführt. Man mag dieses Verfahren mit dem populären Charakter der Neujahrsblätter entschuldigen; es scheint mir aber doch, daß in diesem Falle besser gewesen wäre, die sonst nicht empfehlenswerte Anordnung zu wählen, wenigstens am Schlusse Satz für Satz die benutzten Zeugnisse zu zitieren.

Im allgemeinen hat Varnhagen an seiner früheren Auffassung festgehalten, auch gegenüber der Delbrück-Schule. Doch hat sich seine Ansicht über den Wert einzelner Quellen immerhin gewandelt; erwähnt sei hier nur, daß Jovius jetzt weniger günstig beurteilt wird. Auch der Darstellung bei Anshelm wird wohl mit Recht viel geringere Bedeutung zugesprochen als in der ersten Auflage. Daß der neuaufgeführte «Dialogo de Mercurio y Caron» dem Verfasser unzugänglich blieb, hat nichts zu sagen, da die Schlacht bei Bicocca in dieser publizistischen Schrift nur in einer Zeile gestreift wird; das Werk wäre dem Verfasser übrigens als Heft III der «Romanischen Studien» leicht zugänglich gewesen (es gilt als Produkt des bekannten Juan de Valdés).

Von Kleinigkeiten sei schließlich erwähnt, daß es mir nicht angebracht erscheint, den historisch gewordenen Namen «Marignano» durch die heute übliche Form «Melegnano» zu ersetzen und daß die Bezeichnung der französischen Reisigen als «Gendarmen» gerade in einer popu-



lären Darstellung Anlaß zu Mißverständnissen geben kann. Zum mindesten hätte die alte Orthographie «gens d'armes» beibehalten werden sollen.

Basel.

Eduard Fueter.

PAUL MEYER. *Zwinglis Soziallehren*. Zürcher Diss. Linz 1921. 131 Seiten.

Diese tüchtige Dissertation eines Verfassers, der erst in reiferen Jahren sein historisches Studium begonnen hat, ist ein erfreulicher und wertvoller Beitrag zum Verständnis Zwinglis. Nicht als ob Meyer neue Resultate auf Grund unbekannten Materials gewonnen oder ganz neue Gesichtspunkte zur Beurteilung von Zwinglis sozialem Anschauungen aufgestellt hätte; schon der Titel der Abhandlung weist darauf hin, daß der Verfasser seine Arbeit dem großen Werk von Tröltsch angliedert. Aber wenn er auch auf den Forschungen von Tröltsch, W. Köhler und andern Zwingliforschern aufbaut, so ist seine Darstellung doch wertvoll als klare, gut geschriebene Zusammenfassung; die gutgewählten Belege aus Zwinglis Schriften, besonders die deutschen, führen uns wieder die kraftvolle Sprache des Reformators vor Augen. Der Hauptteil der Schrift bespricht Zwinglis «Soziallehren» in Bezug auf die drei Kreise: Ehe und Familie, Wirtschaft, und politisches Leben («Obrigkeit und Prophetie»). Das einführende Kapitel über «die ethischen und naturrechtlichen Grundlagen» erläutert die Voraussetzungen, auf denen Zwinglis Lehre von der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit beruht. Wie fest der Reformator in diesen Dingen auf den Traditionen des Mittelalters und der Kirchenväter fußt, wie konservativ auch Zwinglis Wirtschaftspolitik eigentlich stets gewesen ist, das wird besonders in den Kapiteln über Zins und Zehnten (S. 55—70) gut ausgeführt; dabei weist der Verfasser auch nach, daß zwischen den frühern und den spätern sozialem Anschauungen Zwinglis kein prinzipieller Unterschied gefunden werden könne, höchstens ein Unterschied «der Gefühlsbetontheit». Die Grundtendenz von Zwinglis Soziallehren, das relative Naturrecht so viel als möglich dem absoluten anzunähern, läßt sich in allen praktischen Anwendungen als das Leitmotiv des Reformators nachweisen.

Daß sich der Verfasser gelegentlich mit den modernen Religiös-Sozialen auseinandersetzt, ist nur natürlich; denn wer sich mit Zwingli ernsthaft beschäftigt, wird darauf gestoßen, in seinen religiös-sozialen Problemen auch die Fragen unserer Zeit zu erkennen.

Basel.

Paul Burckhardt.

*Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1511–1531*. Siebente bis zwanzigste (Schluß-)Lieferung. Bern, K. J. Wyß Erben, 1920/23.

Seit unserer letzten Besprechung (vgl. diese Zeitschrift, Bd. I, S. 48 f.) ist Gustav Tobler diesem großen Werke leider durch den Tod entrissen worden. Seiner großen Verdienste ist von R. Feller hier gedacht worden (a. a. O., S. 298 ff.), aber es sei dem besonderen Bedauern noch einmal Ausdruck gegeben, daß er die Aktensammlung zur Geschichte der Berner



Reformation nicht vollenden konnte; ihr Abschluß ruht jetzt in den Händen des die Schwelle des achten Lebensjahrzehntes schon überschritten habenden Rudolf Steck, dessen Rüstigkeit uns eine gute, baldige Vollendung der Urkundensammlung erhoffen läßt. Wir sind zwar, da die vierzehnte Lieferung mit dem 19. August 1529 schließt, noch volle drei Jahre von dem gesetzten Endtermin 1532 entfernt.

Die vorliegenden acht Lieferungen sind natürlich in der Anlage den früheren gleichgestaltet. Um mit dem Äußerlichen zu beginnen, so ist die Druckfehlerliste ziemlich groß. Ich notiere: S. 486, Z. 21 lies begär an; S. 493, Z. 14 l. gotz; S. 495, Z. 8 v. u. l. stant; Z. 7 v. u. l. nachzelaßen; S. 526, Z. 37 l. harkome; S. 527, Z. 3 v. u. l. kilchher; S. 535, Z. 13 streiche das Komma hinter redent, ebenso S. 529, Z. 7 hinter vere; S. 549, Z. 8 l. retinendas; S. 580, Z. 17 l. optimo, Z. 33 l. et; S. 582, Z. 5 ist doch wohl Meiringen zu lesen?; S. 585, Z. 7 ist certio schwerlich richtig, vielleicht certius?; S. 588, Z. 14 v. u. l. vollstrecken; S. 589, Z. 13 v. u. l. Reliqua; S. 605, Z. 3 l. interpretentur, Z. 7 l. proficiscitur; S. 621, Z. 18 l. predecessores; S. 644, Z. 7 l. versamlet; S. 651, Z. 16 l. kilchhern; S. 661, Z. 9 v. u. l. wellen; S. 707, Z. 12 l. Zürich; S. 728, Z. 6 l. im; S. 766, Z. 25 l. jeder; S. 784, Z. 6 v. u. l. Bern; S. 882, Z. 25 l. unwarhaft; S. 885, Z. 18 l. rechten; S. 904, Z. 19 l. meineidig, Z. 27 desgl.; S. 982, Z. 19 ist statt schemen wohl schelmen zu lesen?; S. 1034, Z. 23 l. kilchhern; S. 1050, Z. 1 v. u. l. Eydgrossen; S. 1092, Z. 1 l. Unser; S. 1098, Z. 22 l. Besichtigen. Mit den Erläuterungen ist — mit Recht — sehr spärlich umgegangen worden, aber nicht ohne Willkür; wenn z. B. zu Nr. 1776 die Neuausgabe von Murners «des alten christlichen Bären Testament» angegeben wird, so würde man gerne zu Nr. 1434 des Nachschlagens enttoben sein, wer denn der Schwiegervater von Bernhart Tilman ist.

Sachlich steht begreiflicherweise die Berner Disputation im Mittelpunkt; ich zähle etwa 80 Nrn. (von Nr. 1339 an), die sich unmittelbar mit ihr beschäftigen, also ein ungleich reicheres Material, als Stürler seinerzeit bot. Auf Einzelnes kann hier nicht eingetreten werden, zumal die Grundlagen des historischen Bildes sich nicht verschieben dürften. Die Ausbreitung des reformatorischen Evangeliums im Bernbiet und anderweitig, teils vor, teils nach der Disputation, wird durch die Akten gut veranschaulicht (vgl. Nr. 1325 betr. Frauenbrunnen; 1326 betr. Wettingen; 1334 betr. Hönstetten mit dem die veränderte Sachlage kennzeichnenden Bemerkungen: «das er wider die meß geprediget und nit meß halten wold, das dozermal ungewon, aber jetzt allenthalben söllich vorhanden» vgl. 1335; 1357 betr. Langnau vgl. 1359; 1390 betr. Madiswil vgl. 1391; 1553 betr. Gundiswil; u. ä.). In dem an den schwäbischen Bund und das Reichsregiment gerichteten Schreiben vom 26. August 1528 (Nr. 1852) begegnet die Rechtfertigung der Reformation mit dem Speyrer Reichstagsabschied von 1526. An die drei Kirchspiele im Obersibental spricht Bern am 13. November 1528 den nach Toleranz klingenden, in Wirklichkeit intoleranten

Satz aus: «So aber einer jeden christenlichen oberkeit nit allein zustat, in usserlichen dingen, lyb und gut belangend, ze regieren, sondern ouch, was wider gott und sin heilig wort ist ußzerüten, haben wir die verfürischen gotzdienst und usserlich abgötterien nit mer dulden mogen, aber daby niemandes zum noch vom glauben gezwungen, dann sollichs allein in der hand gottes stat und im hertzen der menschen» (Nr. 2019). Hübsch beleuchtet das Vordringen der Reformation das Wort eines Solothurners: «so hend ir sy (die Messe) über den Brünig gjagt» (Nr. 2129). Widerspruch gegen die Reformation verraten u. a. abgesehen von anfänglichen reaktionären Maßnahmen der Berner selbst (Nr. 1341, 1342, 1381) die Bauern aus dem Hasli, deren Aufruhr Verwicklungen bringt, in die über den Brünig hinüber Unterwalden eingreift, dessen Reformationsgeschichte wertvolle Beleuchtung erfährt (Nr. 2016, 1792 u. ö.). Damit hängt dann wieder die Bauernbewegung zusammen, Soziales (Zehntenabschaffung) mit Religiösem verknüpfend (Nr. 1510, 1605, 1824, woselbst eine interessante Äußerung von L. Tresp, u. ö.). Schwierigkeiten kamen nicht minder von den Wiedertäufern, über die die Akten mancherlei bieten (Nr. 1320, 1347, 1456, 1459, 1480—84, 1512, 1534, 1590, 1634, 1812, 2114, 2293, 2295, 2306, woselbst die Eherichter, offenbar als Sittenpolizei, die ja das Ehegericht in Zürich auch war, die Täufer verhören, u. ö.). Das äußerst interessante Bekenntnis des vom Täufern wieder abgetretenen, aus der Zwingli-korrespondenz bekannten Ulrich Bolt über das Leben und Treiben in den Täuferkreisen möge zu den Personalmeldungen überleiten, aus denen wir Folgendes herausheben: Benedikt Tischmacher (Nr. 1334, 1336, 1528, 1758, 1864), Fridli Brunner (Nr. 1499, ein Originalbrief von ihm, vgl. Heer: Fr. Brunner, S. 22), Farel, dessen Wirksamkeit eingehend beleuchtet wird (Nr. 1553, 1585, 1593, 1594, 1596, 1758, 1814, 2137 u. ö.), der Zwingligegner Dr. Burkart-Jesus in Bremgarten (Nr. 1663, 1809), Seb. Hofmeister (Nr. 1679, 1734), Thomas Murner (anlässlich seiner Stänkereien über die Berner Disputation u. a. Nr. 2154, 2158, 2354, 2456, woselbst der Triumphruf Nik. Manuela: «Der Murner ist nider!» u. ö.), der Drucker Joh. Froschauer, der die Ordnung des Nachtmahls drucken soll, die dann jeder Pfarrer kaufen und der Berner Obrigkeit «mit 1 betzen bezalen» soll (Nr. 2189, 2202), B. Haller (Nr. 2247, 2249 betr. besserer Besoldung), Val. Anshelm (Nr. 2205, 2480), Zwingli (Nr. 1489, 1491, 1538, 1555, 1568, 1576, 1591, 1879, 1884, 1901, 2022, 2075). Einläßlich werden die Burgrechtsverhandlungen mit Konstanz, Zürich, Basel, Straßburg, Ulrich von Württemberg behandelt, nicht minder das Reislaufen oder die Pensionenfrage. Zum Kulturellen mögen überleiten die Sittenmandate (Nr. 2219, 2256, 2468), die abergläubische Sitte, «paternoster im veld» zu tragen (Nr. 2336, 2416) oder das Bild von den «wibern, so unordenlich sufend, daß sy nit gan könnend» in Spiez (Nr. 2471), die Einrichtung des Mushafens nach Zürcher Vorbild (Nr. 2150 u. ö.), Verordnungen gegen Zigeuner (Nr. 1702 u. ö.); auch die Tätigkeit des Chorgerichtes gehört hierher und

Verfügungen gegen den Bettel (Nr. 1356, woselbst das bekannte «schiltlin» für die einheimischen Bettler, Nr. 1360).

Der Reichtum des dargebotenen Materials wird aus diesen kurzen Hinweisen erhellen. Nicht nur für die bernische, auch nicht nur für die schweizerische, sondern für die Reformationsgeschichte überhaupt ist die Aktensammlung unentbehrlich. Leider ist in der Fortsetzung eine Stockung eingetreten, aber wir hoffen, daß das Schiff bald wieder flott wird und glücklich in den Hafen gebracht werden kann.

Zürich.

W. Köhler.

Nachtrag: Inzwischen sind auch die Schlußlieferungen 15—20 erschienen, sodaß das Werk nunmehr vollendet vorliegt. Es umfaßt insgesamt 3283 Nr. und reicht bis zum 15. Januar 1532. Wie das beigegebene Vorwort von Steck mitteilt, hat infolge der stetig anwachsenden Druckkosten vom Jahrgang 1531 an die Aufnahme des schon vorbereiteten Materials etwas eingeschränkt werden müssen, so daß die bisher annähernd erreichte Vollständigkeit der Berichterstattung nicht mehr eingehalten werden konnte; aber Steck versichert uns, daß „nichts Wesentliches der notwendig gewordenen Sparsamkeit zum Opfer gefallen“ sei. Leider hat man nun auch beim Sachregister (gegenüber dem sehr eingehenden Personen- und Ortsregister) die Sparsamkeit walten lassen, und zwar so stark, daß die zwei Seiten durchaus unzureichend sind. Bei derartigen Urkundenpublikationen ist das Sachregister doch wohl wirklich „wesentlich.“ Druckfehler finden sich in den Schlußlieferungen nur wenige (Nr. 2484 Z. 3 v. u. lies Jenf; Nr. 2766 S. 1242 Z. 3 v. u. lies sin; Nr. 3021 S. 1361 Z. 9 lies rechten; Nr. 3097 Z. 2 lies an, Nr. 3104 Z. 6 v. u. streiche das Komma hinter zu; Nr. 3122 Z. 8 lies ze,; Nr. 3189 Z. 5 v. u. lies berichten), und sie sind sachlich nicht von Bedeutung. Um aus dem Inhalte einiges hervorzuheben, so seien die Nachrichten über das Marburger Religionsgespräch und den Kappelerkrieg genannt; sehr eingehendes Material wird über die Wirksamkeit Farels an den verschiedenen Orten geboten, oder es sei an die Aktenstücke zur Geschichte der Täufer, zum Berner Synodus oder zum Chorgericht erinnert, der zahlreichen kulturgeschichtlichen Dokumente zu geschweigen. Unrichtig datiert ist Nr. 2929, das Gutachten des Zürcher Prädikanten in Ehesachen; es gehört in den Dezember 1532, wie der im Staatsarchiv Zürich unter den Ehegerichtsprotokollen befindliche datierte Entwurf beweist; derselbe bietet textlich einige beachtliche Abweichungen, die ich hier nicht angeben kann.

Zur glücklichen Vollendung des Werkes sei dem Herausgeber und seinen Helfern sowie dem Verlage Dank und Glückwunsch ausgesprochen!

W. K.

KARL BAUER, *Les relations de Calvin avec Francfort*. Un vol. in 8, 76 pages, Leipzig, 1920.

Publié sous les auspices de la Société d'histoire de la Réformation, cet opuscule comble, en effet, une lacune; il est vrai que, si, on a beau-

coup parlé du rôle international de Calvin, lors du jubilé de 1909, on n'a guère publié sur le sujet.

Cependant, M. Bauer semble négliger un peu trop ce qui a paru en français, dès avant les fêtes de Genève, sous la plume de spécialistes et l'on peut s'étonner qu'il n'ait fait aucune allusion, entr'autres, au livre de E. Doumergue qui, précisément, sur les relations de Calvin avec l'Allemagne, contient des chapitres qu'on ne saurait passer sous silence.

Calvin, l'auteur le remarque fort justement, a emprunté à Luther, à Zwingli, aux anabaptistes et même au catholicisme et il a eu très vite conscience que son œuvre, à lui, devait avoir une portée universelle.

A cet égard, la position de Francfort, ville libre, rendez-vous des princes et des marchands, centre d'un grand commerce de librairie, était d'une importance qui ne pouvait échapper à Calvin.

Celui-ci, lors de son séjour à Strasbourg, s'était crée de solides amitiés et de précieuses relations, en Allemagne protestante: Bucer, Capiton, Mélanchton, qui lui témoigna souvent une estime particulière.

Aussi, essaya-t-il rapidement, soit au cours des visites qu'il eut l'occasion de faire à Francfort, lors de la diète de 1539, soit en automne 1556, soit encore par une correspondance avec les personnalités les plus en vue, — d'amener, entre les idées luthériennes et celles qui étaient sorties de Suisse ou d'Angleterre, — une union dont il devinait l'importance et l'utilité.

L'intransigeance des « épigones » et aussi l'humeur, parfois assez remuante, des réfugiés, wallons et anglais, avaient, en effet, très vite allumé de vives discussions, principalement sur le terrain sacramentaire et liturgique. Avec un sens aigu des réalités et ses dons de diplomate authentique, Calvin cherche à amener un entente.

Nous ne pouvons suivre M. Bauer dans le détail d'un exposé aussi complet que le sien, ni reprendre tout ce qu'il nous révèle au sujet du pasteur wallon Poulain, de Westphal, de Bruchsal, de a Lasco, d'Augustin Legrand, de Franz Leclercq, de Séchelle, de Banville, de Pierre Martyr, du conseiller Jean de Glauburg, qui, en des sens et à des titres divers, furent mêlés à des polémiques parfois très acerbes, compliquées, souvent, de jalousies personnelles et de rivalités entre communautés.

Tout en maintenant ce qu'il considérait comme la vérité, selon l'Evangile, Calvin propose un point de vue moyen et ne laisse pas de faire certaines concessions sur sa manière de voir personnelle.

Mais, en définitive, il ne réussit pas: les protestants de Francfort restèrent divisés, comme devaient rester divisés, en Europe, luthériens et réformés, au grand avantage de leur adversaire commun.

Echec que M. Bauer attribue surtout aux circonstances politiques de l'Allemagne, alors divisée en une poussière de petits Etats, très jaloux de leurs prérogatives, et aux abus de ce qu'on a quelquefois appelé le césaro-papisme. Enfin, la personnalité même de Calvin, à laquelle notre

auteur rend, du reste, un hommage très flatteur, n'était pas très sympathique aux Allemands; la raideur dont, malgré ses efforts, il ne put jamais se débarrasser complètement, les erreurs d'appréciation qu'il lui est arrivé de commettre en face de telle ou telle autre personnalité avec qui il s'est trouvé en rapport, lui ont aliéné beaucoup d'alliés. Encore faut-il observer que la fameuse question de la prédestination, dont les luthériens de la stricte observance allaient faire un épouvantail, ne devait, en réalité, se poser que bien plus tard.

Mais il n'a pas tenu à Calvin lui-même de faire tomber au sein des Eglises allemandes, les barrières dogmatiques qui devaient si fort entraver les progrès du protestantisme. Un fait demeure: c'est qu'il porta toujours le plus grand intérêt aux affaires religieuses d'Outre-Rhin. La savante étude de M. Bauer en est une preuve nouvelle, et qu'il faudra désormais retenir.

Genève.

P. Jö r i m a n n.

HENRI NAEF, *La Conjuration d'Amboise et Genève*. Genève et Paris, 1922, 406 p. in 8°.

Die Verschwörung von Amboise gehört zu jenen äußerlich unscheinbaren Begebenheiten, die wegen ihrer innern Bedeutung und ihrer Folgen Marksteine geschichtlicher Evolutionen darstellen. Der mißglückte Versuch La Renaudies und seiner adeligen Mithelfer, am 17. März 1560 die Herrschaft der Guisen über König Franz II. von Frankreich mit Waffengewalt zu brechen und an ihre Stelle die bourbonischen Prinzen zu setzen, stellt den Auftakt dar zu den französischen Religionskriegen des 16. Jahrhunderts, in denen der damals vielleicht stärkste Großstaat des Kontinents unterzugehen drohte. Es war Frankreichs 30jähriger Krieg mit dem Unterschiede von dem deutschen des 17. Jahrhunderts, daß der Abschluß des französischen Bürgerkrieges der Ausgangspunkt wurde zu neuer, unerhörter Machtentfaltung Frankreichs. Wie im Zeitalter der Jeanne d'Arc siegte der französische Nationalismus und das Königtum, welches jetzt in Heinrich IV. den ersten und zugleich bedeutendsten Herrscher aus dem Bourbonenhouse erhielt.

Noch wichtiger ist eine andere Seite der Amboiser Verschwörung. La Renaudie und die Mehrzahl seiner Mithelfer waren Hugenotten, die, wie der Handstreich bewies, sich als eine militärisch-politische Partei organisiert hatten. Diese Partei « strebte gegen den Begriff an, auf dem noch alles beruhte: der unbedingten Verbindung des Königtums mit den Satzungen der katholischen Kirche ». Auf ihr hatte der Charakter des Mittelalters beruht. Drang die neugläubige Opposition durch, so schloß das « eine Umgestaltung der allgemeinen Ideen in sich » (Ranke, Französische Geschichte I, 151).

« La conspiration d'Amboise », sagt Naef, « mériterait un travail d'ensemble que nous ne nous sommes pas proposé; nous nous sommes limité



aux rapports qui existent entre elle et Genève». Schade, denn der Verfasser ist, wie kaum ein zweiter, in der Materie zu Hause; das beweist der wohlfundierte Text mit den überaus zahlreichen kritischen Anmerkungen. Wegen der Beschränkung des Themas bekommen wir keine Gesamtcharakteristik La Renaudies, dieses Menschen «plein de charme et de séduction», wie Calvin sich ausdrückte, der ihn doch weder schätzte noch liebte. Die Rolle, welche der Prinz von Condé gespielt, bleibt weiterhin unklar.

Geschichtlich am wertvollsten sind die Parteen des Buches, in denen von der Stellung Calvins und Bezas zu den Hugenotten und dem Anteil der beiden Männer an der Verschwörung die Rede ist. Letzteres ist der Kern der ganzen Abhandlung; wichtig genug, um dabei ein wenig zu verweilen.

Von den bei Amboise Gefangenen stammten nach Calvins Aussage 70 aus Genf. Die Stadt traf ein furchtbarer Haß. Ihre Geistlichen wurden von dem Kardinal v. Guise offen angeklagt, sie hätten die Verschwörung angezettelt, um ihn und seinen Bruder Herzog Franz v. Guise ermorden zu lassen. Sogar Bullinger war beunruhigt und bat Calvin um eine Darlegung des Sachverhalts. Am 9. April 1560 klagten Calvin und Beza vor dem Rate, daß Leute in der Stadt Genf über sie geäußert, sie hätten die Verschwörung gutgeheißen. Erwies sich das als richtig, so kamen nicht bloß die geistigen Führer der Hugenotten, sondern die Reformation selbst in Verruf. Das Erscheinen der Reformatoren vor dem Rate löste zwei Prozesse aus, die keineswegs die völlige Unschuld Calvins bewiesen und Beza stark kompromittierten. Es will nicht viel heißen, daß die beiden als Sieger aus den Prozessen hervorgingen, da der Rat sich im Interesse Genfs ein durchaus willkürliches Prozeßverfahren erlaubte. Es steht fest: hätte sich der Bourbone König Anton von Navarre [der erste Prinz von Geburt, dem nach französischer Auffassung das Recht zustand, den jungen König zu beraten] an die Spitze der Bewegung gegen die Guisen gestellt, so würde Calvin nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, auch wenn man zum Schwert hätte greifen müssen. Calvin war also im Prinzip nicht gegen den Gewaltstreich, sondern nur gegen die Art der Ausführung. Welches wäre übrigens die Haltung Calvins gewesen, wenn La Renaudie Erfolg gehabt hätte? Durch Naef erfahren wir auch, daß der Reformator seit Monaten auf dem Laufenden darüber war, was gewisse Leute planten. Lebte doch La Renaudie unmittelbar vor der Verschwörung in seiner Nähe und versammelte zu Aubonne in der Waadt bereits Anfang Januar 1560 seine Anhänger. Calvin wäre es leicht gewesen, wie Naef nachweist, das Unternehmen zu verunmöglichen. Aber er wollte nicht. Seine Entschuldigungen sind kaum viel mehr als Ausflüchte.

Calvin hatte sich mehr als einmal entschieden gegen das Komplott geäußert. Beza billigte es. La Renaudie und seine Frau verkehrten bei ihm in intimem Kreise. Auf ihren Wunsch schenkte ihnen Beza den von ihm vertonten und in französische Verse übersetzten 94. Psalm. Einzelne dieser Strophen tönen wie Fanfarenstöße zum Kampfe. Beza leitete auch



eine Abhandlung aus Deutschland nach Frankreich weiter, die neben anderem eine Droh- und Anklageschrift gegen die Tyrannen, d. h. die Guisen enthielt. Der Verfasser könnte wohl Hotmann, Calvins Vertrauter, gewesen sein.

Calvin und Beza sind in der Amboiser Affäre meiner Ansicht nach das Opfer der damaligen französischen Auffassung von der Untrennbarkeit des Königtums und des katholischen Glaubens geworden. Wer gegen die Krone auftrat, war ein Rebell und wer den katholischen Glauben verließ, auch. Das geistige Haupt der französischen Neugläubigen war Calvin, später Beza. Wie sollten sich die beiden gegenüber dem Unternehmen La Renaudies verhalten? Gewiß, er war ein verwegener Abenteurer mit stark politischen Zielen. Der Mann war aber auch ein mutiger Neugläubiger. Sein Handstreich richtete sich gegen die Guisen, die Unterdrücker der neuen Lehre in Frankreich. Dieses Land dem Papsttum zu entreißen, war Calvins Lebensziel. Durfte der bibelfeste Reformator den Verschwörer unterstützen? Nein. Der Praktiker Calvin ihn an seinem Vorhaben hindern? Auch nicht. Denn welche Aussichten öffneten sich für den Calvinismus, wenn die Guisen gestürzt wurden und der König in die Hände des den Hugenotten geneigten Bourbonenhauses kam! Das war das Dilemma. Calvin mag aufgeatmet haben, als Franz v. Guise ihm durch das Blutbad von Vassy später die Möglichkeit bot, offen für die Hugenottenpartei Stellung nehmen zu können, ohne daß ihm der Vorwurf der Unterstützung von Rebellen gemacht werden konnte.

Der Tod Franz II. brachte dem bedrohten Genf etwelche Entspannung. Sein Hinschied wurde hier als das Werk Gottes angesehen. Noch lebte jedoch der Hauptpeiniger der Stadt, der Herzog Emmanuel-Philibert von Savoyen. Ein in der Politik sehr unternehmender Herrscher und bewährter Heerführer. Naefs Schilderung der Bedrängnisse Genfs, die sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht, tritt, weil sie mehr Lokalgeschichte betrifft, an allgemeingeschichtlicher Bedeutung hinter den oben erwähnten Parteen zurück. Doch erfüllt es den Leser mit stolzer Freude, zu vernehmen, wie mannhaft die kleine Republik gegen eine fast erdrückende Übermacht den Kampf für seine geistige und politische Freiheit geführt hat. «Spontanément», lautet Naefs Schlußsatz, «Genève obéit à son instinct: le courage». Gewiß. Zugleich sind aber tiefe sittliche Kräfte nötig gewesen, daß die Genfergeschichte des 16. Jahrhunderts das werden konnte, was sie wurde: geistesgeschichtlich etwas vom Schönsten und Besten, von dem unsere Schweizergeschichte zu erzählen weiß.

A a r a u.

T h. M ü l l e r - W o l f e r.

*Die Blütezeit der Ökonomischen Gesellschaft in Bern, 1759–1766.* Von Dr. C. BÄSCHLIN. (Herausgegeben von der Ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern.) I. Teil. Laupen, 1917. 424 S.

Der Anschauung, daß durch die französische Invasion von 1798 scharf

die Cäsar zwischen ancien régime und moderner Schweiz gemacht worden sei, ist eine Betrachtungsweise gefolgt, die, mit Recht, auch für die Schweiz die Wurzeln des neuen Denkens, der Aufklärung weiter rückwärts verfolgt und die zu scharfe Grenzziehung abzuschwächen versucht. Auch die Arbeit Bäschlins über die Anfänge der ökonomischen Gesellschaft in Bern läßt sich in diese Bestrebungen einreihen.

Von den drei Teilen seines Werkes: Wirtschaftliche Bewegung um die Mitte des 18. Jahrhunderts; Darstellung der bernischen Gesellschaft selbst (Gründung, Organisation, Tätigkeit); ihre Verbindung mit Zweigesellschaften, mit gleichstrebenden Gesellschaften in der Schweiz und im Ausland — dienen der erste und auch der dritte Teil wesentlich dazu, die bernischen Bestrebungen in den Rahmen der allgemeinen agrarischen Reformbewegung des 18. Jahrhunderts zu stellen, ihre zeitliche Bedingtheit, Bedeutung und Eigenart dadurch hervortreten zu lassen; der Nachdruck liegt dabei, entsprechend dem Arbeitsfeld, dem sich die ökonomische Gesellschaft Berns zuwendete, in allen drei Teilen auf der Darstellung der betriebstechnischen, agronomen, statistisch-wissenschaftlichen Seite der Reformbewegung, während die Probleme der agrarischen Steuerreform oder der Rechtslage des Bauernstandes kaum gestreift werden. Diese Einseitigkeit der bernischen Bewegung, die sich von der vielseitigen und radikaleren französischen Richtung unterscheidet, beruhte wohl nicht bloß in der Verschiedenheit der Zustände und der bessern Lage des bernisch-schweizerischen Bauerntums gegenüber dem französischen, sondern wohl ebenso sehr auf dem Umstand, «daß die aristokratischen Regierungen die starken und unmittelbaren Wahrheiten vielleicht weniger vertragen können als die Monarchien»: aus dem ganzen, so vielseitig von Bäschlin geschilderten Verhalten dieser privaten, auf Schutz und Hilfe des Staates rechnenden Gesellschaft geht hervor, daß sie, in ihrem Grundbestand aus bernischen Patriziern bestehend, ganz im Gegensatz zur oppositionellen französischen Bewegung, jeden Zweifel am bewunderten Staate und jeden Ansturm gegen dessen Einrichtungen a limine ablehnte. Ihr bei aller Begeisterung für Bodenverbesserung und Wirtschaftsänderung durchaus konservatives und aristokratisches Wesen zeigte sich nicht bloß im Verhalten gegenüber den eigentlichen Bauern, die sie — im Gegensatz zu den Zürchern — fast durchweg als Mitglieder ablehnte, sondern auch in der aristokratischen Organisation der Gesellschaft; ihre stärkern Beziehungen zur englischen und französischen agronomen Richtung und ihre instinktiv ablehnende Haltung gegen die revolutionärere Physiokratie finden darin eine Erklärung.

Der erste Teil, der einer Skizze der mittelalterlichen Agrarverfassung und der Einwirkung des Merkantilismus die Schilderung des Umschwungs in der Bewertung der Landwirtschaft, ausgehend von England und Frankreich und beeinflußt durch die Antike, und die Darstellung des Charakters der Oppositionsbewegung um die Mitte des 18. Jahrhunderts folgen läßt, ist

wohl der schwächste des Buches: abgesehen von störenden Wiederholungen und wirtschaftlichen Erklärungen von für den Historiker und gebildeten Laien bekannten Begriffen wie Flurzwang, Dreifelderwirtschaft etc., baut sich die Darstellung auf auf Grund allgemeiner und zum Teil doktrinärer Werke wie Kautskys Agrarfrage; an Stelle einer aus tieferer Kenntnis fließenden Übersicht der allgemeinen und der von dieser sich doch vielfach abgrenzenden bernischen Agrarentwicklung bietet sie daher rasonierende Allgemeinheiten und man wird den Eindruck nicht los, daß hier nicht aus dem Vollen geschöpft werden konnte.

Dagegen bringen der zweite und dritte Teil auf Grund ungedruckten und gedruckten Materials des Archivs der ökonomischen Gesellschaft eine unsere bisherige Kenntnis mächtig fördernde Fülle von neuen Tatsachen und bieten ein anschauliches Bild der Blütezeit der Gesellschaft. Gleich der Schinznacher Gesellschaft, wie sie aus der Liebe zum Vaterland, aus dem Geiste von Balthasars Schrift geboren, trat sie als eine der frühesten des Kontinents nach bretonischem Vorbild 1759 ins Leben; eine beabsichtigte Ausweitung zu einer schweizerischen Gesellschaft scheiterte. Treibende Kraft war und blieb der wenig organisatorische, daher mehr im Hintergrund und praktisch wirkende J. R. Tschiffeli, tätige oder berühmte Mitglieder waren besonders Niklaus Em. Tscharner, Samuel Engel, Vinzenz Bernhard Tscharner und Albrecht Haller, deren Bildnisse das Buch schmücken. Seltsam mischen sich Altes und Neues in der Organisation und Zielsetzung der rasch zu großem Ansehen gelangenden Gesellschaft: neben der aristokratischen Einrichtung, wie sie nach einem Provisorium die Statuten von 1761 brachten, und wie sie vorbildlich für die Zweiggesellschaften wurden, Kommission, mittlere und große Gesellschaft, wobei alle Arbeit und fast alle Kompetenzen der sich selbst ergänzenden Kommission zufielen, erhob sich die Gesellschaft in der Frage der Mitgliedschaft theoretisch über die Standesvorurteile; in der Praxis fanden Bauern fast keine, das Handwerk wenig Berücksichtigung, während man den Wert der Theologen für die Verbreitung der Ideen der Gesellschaft unter das Volk erkannte. Programm und Tätigkeit der Gesellschaft, die im wesentlichen einer statistisch-wissenschaftlichen Kenntnis des Landes (topographische Beschreibung, Naturgeschichte, Bevölkerung, Feldbau, Handwerk und Handel) und der Änderung des landwirtschaftlichen Wirtschaftssystems (Wiesenbau, Stallfütterung, künstliche Düngung, Einführung neuer Kulturen etc.) galten, vereinigten ebenfalls Altes und Neues und zollten dem Geiste der Zeit auch durch ihre Meinung Tribut, «daß sich durch die Aufklärung der Geister allein schon die vorhandenen Mängel im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft beseitigen lassen». Durch weitgehende Sammlung von Material und Kenntnissen, durch Anregung, Belohnung, Prämien, Preisausschreibung, durch Druck bedeutender eigener und ausländischer ökonomischer Schriften, durch eigene praktische Tätigkeit der hervorragenden Mitglieder, Tschiffelis vor allem in Kirch-

berg, suchte sie ihrer Aufgabe gerecht zu werden. «Die Aufgaben solcher privater Gesellschaften», sagt Bäschlin zusammenfassend, «waren nicht in erster Linie wissenschaftlicher Art, so viel Material auch zusammengetragen wurde und so wissenschaftlich man vorzugehen glaubte, sondern ihre Bedeutung lag im Hindrängen zu grundlegenden Änderungen in der Agrargesetzgebung und im Vorschlagen und Begründen weitgehender und tiefgreifender Reformen im landwirtschaftlichen Betrieb». Wobei für Bern eben nur das Letztere gilt.

Der dritte Teil gibt einen willkommenen Einblick in die vielfältigen Korrespondenzen und Beziehungen der Gesellschaft, die gebend und nehmend eine angesehene Stellung errang: es zeigt sich der Zusammenhang mit den im deutschen und welschen Kantonsteil nach dem Vorbild der Gesellschaft gegründeten Zweiganstalten mit vielfach nach ihrer Ortslage spezieller Modifikation des Programms und häufig ephemerer Dauer; dann die Verbindung mit analogen Gesellschaften anderer Kantone, die teils wie Freiburg und Solothurn auf bernische Anregung entstanden, teils wie die physikalische Zürichs neue Impulse erhielten; endlich die ausgedehnten Beziehungen zu ausländischen Gesellschaften: von Spanien und England bis Polen und von Schweden und England bis Süditalien, die einem Austausch der Ideen und Schriften dienten und von der internationalen Bewegung der Agrarreform zeugen.

Eine abschließende Besprechung der verdienstvollen Arbeit Bäschlins wird erst möglich sein, wenn die folgenden Bände, die beabsichtigt sind, vorliegen; der erste Band bricht etwas unvermittelt ab. Zu wünschen wäre, daß der Verfasser seine Ergebnisse etwas straffer zusammenfassen und dadurch die größeren Linien mehr hervortreten lassen würde, die sich im vorliegenden Bande in der Fülle des Stoffes verlieren. Die ökonomische und gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern hat durch dieses Werk nicht nur die Anfänge der Gesellschaft aufgehellte, sondern der schweizergeschichtlichen Forschung einen wertvollen Beitrag geschenkt.

S o l o t h u r n.

H. B ü c h i.

EUGEN ZEHNDER, *Die Entwicklung der politischen Parteien in der Schweiz im 19. Jahrhundert*. I. Teil, 1. Kapitel: Das erste helvetische Parlament bis zum 1. Staatsstreich, 12. April 1798 — 7. Januer 1800. Zürcher Dissertation der philos. Fakultät I der Universität. 116 S., 8°. Druck von Fellner & Zausner, Korneuburg, ohne Jahreszahl.

Die vorliegende Arbeit, welche nur der Anfang einer umfassenden Arbeit über die Entwicklung der schweizerischen Parteien sein will, macht den Versuch, die Entstehung der Parteien in der ersten Zeit der Helvetik darzulegen. Man gewinnt in der Tat mit fortschreitender Lektüre an Hand der Auszüge aus den Verhandlungen des ersten helvetischen Parlaments allmählich einen Eindruck von den zwei sich herausbildenden Parteien, die der Verfasser Revolutionäre (Franzosenverehrer) und Reformer



oder Gemäßigte (Schweizerisch - Gesinnte) nennt, während der Anfang der Arbeit ziemlich in der Luft schwebt, da es an einer rechten Einleitung zur Orientierung fehlt. Es existiert bereits eine umfangreiche Arbeit von Hermann Büchi über dasselbe Thema und denselben Zeitraum: Die politischen Parteien im ersten schweizerischen Parlament (Polit. Jahrbuch 1917, S. 152—428), die sowohl die allgemeine Orientierung als auch die Stellung der Parteien zu den damals aktuellen Einzelfragen klar, energisch und ausführlich darstellt. Ich sehe nun nicht recht ein, welchen selbständigen Wert die Dissertation Zehnders gegenüber Büchis Ausführungen, die jener öfters mit großer Zustimmung erwähnt, niemals aber angreift, eigentlich haben soll. Büchis Darstellung ist schon durch die Einleitung ungleich klarer, zielbewußter als die Zehnders, und mag dieser auch die Verhandlungen der Räte selbständig durchgegangen haben, so erhält man, das wird Zehnder selbst zugestehen, durch seine Arbeit kaum irgendwo ein besseres Bild von der Entwicklung als durch Büchi. Dazu kommt, daß Büchi ungleich besser schreibt als Zehnder, dessen Stil, Satzbau und Zeichensetzung oft sehr zur Kritik herausfordern. Lehrreich sind immerhin manche Auszüge aus den Reden von Escher, Usteri, Kuhn und besonders Suter (Zofingen). Diesen Vertreter einer mehr revolutionären Richtung aus der deutschen Schweiz weiß Zehnder in ein sehr sympathisches Licht zu stellen; auch den Revolutionären des Waadtlands, einem La Harpe und Secrétan, wird er gerecht. — Das am Schluß der Arbeit angehängte Literaturverzeichnis ist ganz unzulänglich, weil es nur Titel gibt und jeder bibliographischen Hinweise entbehrt, was doch gewiß von einer historischen Dissertation verlangt werden muß.

Frauenfeld.

Th. Greyerz.

FRIEDRICH WITZ. *Heinrich Nüscher 1797—1831*, Redaktor der Schweizerischen Monatschronik (1824—30) und des Schweizerischen Beobachters (1828—31). Ein Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Zeitungswesens in den Jahren des erwachenden Freisinns. Zürcher Dissertation 1920. Borna-Leipzig, Druck von Rob. Noske. 302 S. 8°.

Es ist eine äußerst sorgfältige und aufschlußreiche Arbeit, die uns hier vorliegt. Die Persönlichkeit Nüscherers, eines der Gründer der Zofingia, ist zwar schon vor 70 Jahren von seinem Freund Fäsi (im Neujahrsblatt des Zürcher Waisenhauses auf 1851) umrissen worden; aber Witz fußt auf neuem handschriftlichem Material, besonders auf Briefen von, an und über N. und verwertet mit großer Liebe dessen gesamte publizistische Tätigkeit, besonders die beiden von ihm geleiteten Zeitschriften. So entrollt sich vor unsern Augen ein lebendiges Bild jener Jahre «des erwachenden Freisinns» vor 1830, als unter der Führung des alten Usteri der neue Geist in Zürich und anderorten sich immer deutlicher fühlbar machte und zum Wort meldete. Besonders ausführlich, fast zu eingehend,

ist der Kampf um die Preßfreiheit dargestellt, die einem kühnen Journalisten wie N. besonders am Herzen lag; aber auch alle andern Gebiete des öffentlichen Lebens erfahren unter N.'s Beleuchtung scharfe Kritik und neue Anregung. Er ist unterstützt von einem Stab junger und älterer Mitarbeiter zu Stadt und Land; der «Beobachter» wird so zu einem Sammelplatz und Leuchtturm der neuen Ideen und sein Redaktor weiß ihm durch die zielbewußte Leitung eine ganz bestimmte persönliche Note zu geben: er führt, schränkt ein, gibt Richtung. Neben dem reichen Aufschluß über das Zeitungswesen und die allgemeine Entwicklung der Ideen in jenen Jahren ist es diese persönliche Seite, welche der Arbeit von Witz ihren besonderen Reiz verleiht. Wir sehen vor uns in Bild und Wort einen sehr begabten, allerdings auch selbstbewußten jungen Zürcher, der spielend über die Schulbildung hinaus zu eigener Bedeutung emporsteigt und nach einigem Schwanken — er war nach der Familienüberlieferung zur Theologie bestimmt — seinen eigenen Lebensberuf, den des Journalisten, findet und ihn nun unter dem Beifall seiner Gesinnungsgenossen und dem Unwillen der in die Verteidigung gedrängten Alten mit innerster Genugtuung eine Reihe von Jahren ausübt. Er ist entschieden liberal, aber nicht um jeden Preis demokratisch gesinnt, da er dem Landvolk nicht jede Reife des Urteils zutraut. Dieser Zweifel wird zur Klippe, an der er scheitert, als 1830 die Volksbewegung auf dem Lande ihren Weg nimmt. Er vermag sich ihr nicht anzuschließen, will bremsen und lenken; aber nun geht die Bewegung an ihm vorbei und sieht in ihm den «Stadtherrn», der kein wahres Verständnis für das einfache Volk habe. Der Studienfreund und bisherige Mitarbeiter Bornhauser wird sein Gegner, N. befiehlt auch Ludwig Snell als einen Fremden und verfeindet sich so mit dem linken Flügel der Liberalen. Aber auch die Gemäßigten wollen nichts von ihm wissen: seine bisherigen Gesinnungsgenossen in der Stadt gründen im «Vaterlandsfreund» ein eigenes Organ und so steht der bisher Hochgeschätzte und Umworbene auf einmal allein da, zwischen Stuhl und Bank geraten. Er bleibt seinen Grundsätzen treu, aber die maßgebenden Politiker von 1830 haben das Vertrauen zu ihm verloren; nur Thomas Scherr steht ihm noch zur Seite. Dieses bittere Schicksal bricht sein Leben entzwei; sein Blatt geht ein; er selbst wird von der Auszehrung rasch dahingerafft, erst 34 Jahre alt und doch schon älter als sein Ruhm. — Die Arbeit von Witz ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Regeneration, zugleich ein schönes und dauerndes Denkmal für eine hochstrebende geistige Persönlichkeit, die auch uns heute wieder als Vorbild gelten darf.

Frauenfeld.

Th. Greyerz.

Oberst EMIL ROTHPLETZ. *Militärische Erinnerungen, 1847–1895.* Herausgegeben von seinem Sohne Dr. Emil Rothpletz. Zürich, Verlag von Rascher & Cie., 1917.

Ces souvenirs militaires du colonel Rothpletz sont la réunion d'articles qui ont paru, un dans la *Neue Zürcher Zeitung*, deux dans l'*Allgemeine*



*Schweizerische Militärzeitung* et les autres dans la *Schweizerische Monatschrift für Offiziere aller Waffen*. L'un de ces articles, *Ma Mission au Danemark en 1864* a été complété par le *Chapitre d'introduction* du rapport que rédigea pour le Conseil fédéral le colonel Rothpletz, au retour de sa mission et dont le manuscrit se trouve dans les archives du Département militaire fédéral. Les morceaux qui composent ce recueil sont assez disparates : l'un est consacré à la guerre du Sonderbund, un autre à l'instruction militaire du jeune Rothpletz et à son initiation dans les trois armes, un troisième relate un séjour que le jeune officier fit en 1848 au Tessin où il avait été chargé avec quelques officiers suisses-allemands d'organiser les milices tessinoises qui laissaient alors à désirer. Un récit assez curieux est celui qui nous montre la situation militaire de Berlin au lendemain de la révolution de 1848. Rothpletz qui se rendait à Helgoland pour prendre les bains de mer, en passant par la ville, s'intéressa comme militaire au plan de défense des révolutionnaires. Il alla même jusqu'à rédiger un travail sur le sujet qu'il envoya au Comité secret de la Révolution qui immédiatement lui offrit, pour l'exécuter, le commandement en chef. Rothpletz refusa car il se rendit vite compte que, faute d'organisation et de bons officiers, la cause des républicains était perdue. L'entrée triomphale de Wrangel dans la ville prouva combien il avait raison. Dénoncé à la police, il ne put continuer son voyage et n'eut que le temps de fuir à Cologne, d'où il gagna Bâle.

Dans un chapitre qui est l'un des plus intéressants de son livre, Rothpletz raconte ses années de service jusqu'en 1857 comme officier instructeur pour le génie et l'artillerie à l'Ecole supérieure de Thoun où il travailla de concert avec les colonels Herzog, Hammer et Bleuler. Chemin faisant, il nous initie aux préparatifs militaires qui furent faits lors de l'affaire de Neuchâtel en 1857. Deux ans plus tard, on le retrouve au Tessin, où il fait partie de la VIII<sup>ème</sup> division chargée de défendre la frontière au moment de la guerre d'Italie.

Un autre chapitre intéressant de ce livre est celui qui retrace la carrière de Rothpletz comme officier d'Etat major dans l'artillerie. En cette qualité, il fut chargé par le Département militaire fédéral d'une mission au Danemark pendant la guerre de 1864; mais la campagne était déjà presque finie quand il arriva sur les lieux. On lui fit du reste assez grise mine dans le camp prussien, où il fut reçu plus que froidement par Moltke.

En 1866 Rothpletz fut chargé d'une autre mission dans l'Allemagne du sud, au moment de la guerre austro-prussienne. Mais, là aussi, il arriva trop tard : les Prussiens étaient déjà vainqueurs et il fut obligé de s'arrêter à Würzburg.

Dans un dernier chapitre Rothpletz retrace son activité comme colonel fédéral, ses souvenirs sur la guerre de 1870, la part qu'il eut dans l'élaboration des projets de fortifications de la Suisse, sur lesquels

il avait déjà rédigé un travail en 1868, l'histoire de ses écrits militaires et le rôle qu'il joua dans la nouvelle organisation militaire de la Suisse après 1874. Quelques pages enfin sont consacrées à son activité à la division militaire de l'Ecole polytechnique fédérale, dont il fut le premier professeur en 1878.

On voit que le nombre des sujets traités dans ce petit ouvrage est considérable. Ajoutons qu'on y trouve des renseignements très intéressants sur le développement militaire de la Suisse depuis 1848. Le style de l'auteur est bref, clair et net. Il sait raconter avec esprit des anecdotes qui rendent la lecture de son livre agréable. On lira avec plaisir un récit assez animé du combat de Gislikon où Rothpletz reçut le baptême du feu. A cette esquisse, le colonel fédéral joint, après coup, une critique très judicieuse de la campagne. L'instruction militaire de Rothpletz était solide et l'on voit le profit que l'officier tira de l'enseignement de maîtres tels que les colonels Gehret et Herzog. Le nom de ce dernier revient souvent dans ces pages et tout ce qu'en dit Rothpletz contribue à nous donner une idée très nette du second général suisse (voir notamment p. 69—71, p. 138—140). Pendant ses missions de 1864 et de 1866 Rothpletz a des fines observations sur les soldats et officiers prussiens et autrichiens (voir ce qu'il dit de l'esprit dans les deux armées, de l'intelligence et des connaissances des officiers prussiens). Rothpletz pourtant ne se laisse point éblouir par ces derniers officiers et, malgré toute l'admiration qu'il a pour leurs qualités, il garde son franc-parler de bon Suisse et de républicain.

Zurich.

A. Guillard.

*Über die Bildung des Staatswillens in der Demokratie.* Eine staatsrechtliche Studie (Habilitationsschrift) von Dr. D. SCHINDLER. 100 S., 8°. Schultheß & Co., Zürich.

Der Verfasser setzt für seine Studie voraus, die Bildung der auf staatliche Handlungen gerichteten Einzelwillen sei vollzogen. Er verzichtet auf die Darstellung dieses rein psychischen Vorgangs, hebt die Betrachtung über die einzelnen Willensträger hinaus und untersucht nur die Frage, wie in der Demokratie die Einzelwillen zum Staatswillen umgebildet werden. Es wird vom Begriff der Vereinbarung ausgegangen, der Form, in welcher im modernen Staat die Einzelwillen sich zum Gesamtwillen zu verbinden suchen. Da ihr nur selten Einstimmigkeit zuteil wird, und die Vereinbarung nur die Vereinbarenden bindet, wird sie durch das Imperium des Staats und unter Anwendung des Majoritätsprinzips in die allgemein und dauernd verbindliche Verfügung übergeführt. Von hier aus stellt sich dem Verfasser die Frage, wieso und innerhalb welcher Grenzen eine Vereinbarung die Grundlage zu einer Verfügung sein kann. Es wird zunächst dargelegt, daß die Demokratie, im Unterschied zu andern und ältern Staatsformen, grundsätzlich auf eine organische Verbindung von Rechtsetzung

und absoluten Rechtssätzen verzichtet (obschon tatsächlich bei der Vorbereitung der Gesetzgebung dieser Zusammenhang hergestellt und vom Volk auch erwartet wird). In der Demokratie ist die endgültige Rechtsschaffung den Aktivbürgern übertragen. Da ihre Interessen mit dem der Allgemeinheit identisch sind, und die Bindung der Andern Nebensache, die Bindung ihrer selbst aber Grundabsicht ist, so leidet die Gerechtigkeit nicht, wenn die Bildung des Staatswillens einem Bruchteil des Volkes überlassen wird. Dagegen wird die Demokratie in ihren Grundvesten angefaßt durch die Tatsache, daß nur in ganz seltenen Fällen bei den Aktivbürgern Einheitlichkeit in den Meinungen erzeugt werden kann, und daß, um überhaupt einen Kollektivwillen herausbringen zu können, der Wille der Mehrheit als Wille des Staates hingenommen werden muß. Warum nun die von der Bildung des Staatswillens für kürzere oder längere Zeit ausgeschlossene Minderheit trotzdem beim Staate bleiben kann, ist eine weitere Frage, die in einer methodisch fein geführten Untersuchung beantwortet wird. Man kann mit dem Verfasser darin einig gehen, wenn er die *volonté générale* als das Lebensprinzip der Demokratie bezeichnet. Doch finden wir diesen Rousseau'schen Begriff allzu sehr ins Gedankliche verschoben, wenn der Verfasser als ihren Inhalt nur die « tiefern Überzeugungen » des Volkes nennt. Kann man da überhaupt feste Begriffe verwenden, wo es sich eher um ein Geflecht verborgener Instinkte und Triebe handelt, die am ehesten etwa durch die Begriffe Selbsterhaltung und Machtentfaltung einigermaßen charakterisiert werden? Zusammen mit der Definition Schindlers hätte wohl eine solche Umschreibung der Rousseau'schen *volonté générale* eine festere Unterlage für die nachfolgenden Gedankengänge abgegeben. Hierin zeigt Schindler, daß in Staatsakten, die die tiefern Überzeugungen der Volksgenossen antasten würden, das Majoritätsprinzip nicht anwendbar ist. Sein Gebiet sind die weniger tiefen Überzeugungen. Bevor der Verfasser zur Behandlung des Majoritätsprinzips übergeht, wird das Verhältnis der Begriffe Freiheit und Gleichheit zur Demokratie untersucht. Die Vereinbarkeit des Freiheitsbegriffs mit dem Majoritätsprinzip wird nicht näher untersucht, ergibt sich aber zum Teil aus den Aufstellungen über die unantastbare Sphäre der tiefern Überzeugungen. Als die wichtigste Konsequenz der Gleichheitsforderung wird das allgemeine gleiche Stimmrecht genannt. Durch es wird die Zahl derjenigen, die auf die Bildung des Staatswillens Einfluß haben, möglichst groß gemacht. — Den Schluß der Studie bildet eine eindringende Charakteristik des Majoritätssystems in der Demokratie. Aus des Verfassers Erörterung der Vorzüge und Gefahren des Majoritätssystems zieht man selber den Schluß, daß es wenigstens ein taugliches Mittel zur Bildung des Staatswillens ist.

Der Historiker gewinnt in dieser auf einer kritischen Stellungnahme zu der bedeutendsten einschlägigen Literatur beruhenden Studie einen tiefen Einblick in eines der wichtigsten Probleme der Demokratie. Man

muß den Verfasser bewundern, wie er einen Stoff, der ein Buch verdiente, in einer Broschüre von 100 Seiten meistert. Und trotz der Gedrängtheit ist die Studie ihres fesselnden Aufbaus und der schönen Sprache wegen angenehm zu lesen. Ist dem Laien am Schluß eine Frage erlaubt, die ihm schon oft beim Lesen staatswissenschaftlicher Schriften aufgestiegen ist? Kann die der alten Rechtswissenschaft entnommene und zum Teil von der Philosophie her beeinflusste staatsrechtliche Terminologie dem ungeheuer mannigfaltigen Leben der modernen Demokratie noch genügen? Unterliegt da nicht das wissenschaftliche Denken einem Zwang, der von den Tatsachen wegführt?

Biel.

Hans Fischer.

ROSA SCHAUFELBERGER, *Die Geschichte des Eidgen. Bettags mit bes. Berücksichtigung der reformierten Kirche Zürichs*. Beer & Co., Zürich, 1920. VI + 183 S. Mit 52 S. Beilagen.

Der 1. August 1832 ist der Geburtstag des jetzigen eidgenössischen Bettags. Die Tagsatzung in Luzern fand das gute Ende aller vorangegangenen Uneinigkeiten. Daß letztere die Verfasserin etwa zum Spott reizen, läßt sich einigermaßen begreifen. Und doch ist die Gegenüberstellung: «eidgenössisches Nationalfest der staatlichen Zusammengehörigkeit» und «allgemeine Massenübung in Buße und Reue» nur darum erträglich, weil kurz vorher (S. 106) die «unüberbrückbare Kluft zwischen Volk und Regierung» behauptet wird. Glücklicherweise arbeitet die Darstellung nur gelegentlich mit diesen und ähnlichen Schlagworten von notwendig extremer Färbung. Die religiösen, als solche zur Gemeinschaft hindrängenden und naturgemäß im Rahmen der Heimat als vaterländische Feier sich bekundenden Sorgen, Bedenken und Bitten stehen denn doch hinter dem Bettag der alten wie der neuen Zeit. Die Notzeiten haben den Tag geboren, wie dies aus vorreformatorischer wie seitheriger Zeit trefflich und rücksichtslos geschildert wird. Nur so ist es zu verstehen, daß der unstreitig protestantisches Gepräge tragende Bettag einer der volkstümlichen kirchlichen Festtage des ganzen Schweizervolkes geworden ist.

Aus den Nachweisen über die lokalen Einrichtungen und ihre Beweggründe sei erwähnt: die Wiedereinrichtung leiblichen Fastens, der Enthaltung von Speise, als Charakteristikum des aufkommenden Bettags erscheint mir nicht belegt trotz Joel 2<sub>12</sub>, womit Jer. 4<sub>1</sub> und besonders Joel 2<sub>13</sub> mit der Ablehnung des Äußerlichen verglichen werden muß. Die namentlich von Basel ausgehende, heute noch von konservativer Seite streng durchgeführte Konkurrenzierung des Bettags durch die «Herbstcommunion», d. h. die praktische Verweigerung der Abendmahlsfeier gerade am Bußtag, gibt der kritischen Beurteilung der Entwicklung recht: allzu lang standen die politischen Erwägungen, das Anordnen von Regierungen wegen, dem volkstümlichen Gehalt im Weg: der Tag der Not soll die Mühseligen zu Gott führen!



Daß dies der Sinn der Bettage ist, erhellt aus der ganzen, verdienstvollen und sorgfältigen Arbeit, vielleicht am deutlichsten da, wo von den Ab- und Umwegen gesprochen wird. Und auf solchen befindet sich am Ende alles Menschliche stets mehr oder weniger.

Basel.

A. Waldburger.

*Die Baudenkmäler des Kantons St. Gallen* Hrg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen in Verbindung mit dem Kunstverein St. Gallen, dem st. gallischen Ingenieur- und Architektenverein und der Sektion St. Gallen der schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz.

Band I: Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen. Bearbeitet von August Hardegger, Salomon Schlatter und Traugott Schieß. St. Gallen. Fehr'sche Buchhandlung. 1922. XV + 528 Seiten. 6 Tafeln und 272 Textabbildungen.

Gleichsam als eine Festschrift auf die Eröffnung des 1921 eingeweihten Museums der Ortsgemeinde St. Gallen erscheint der vorliegende ausgezeichnete erste Band der st. gallischen Baudenkmäler. In der Methode schließt sich das Unternehmen enge an die von Rahn begründete Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler an. Die Anregung und Finanzierung des Werkes ist das Verdienst des historischen Vereins des Kantons St. Gallen, der sich der Mithilfe einer Reihe von opferwilligen Gesellschaften zu erfreuen hatte, nicht aber der Unterstützung des Bundes, was hier ausdrücklich festgestellt sei. Die Herausgeber hatten das Glück, als Verfasser drei Männer gewinnen zu können, die sich durch ihre bisherige Wirksamkeit eine geradezu einzigartige Sachkunde auf dem Gebiet der st. gallischen Geschichte und Altertumskunde erworben hatten. In drei Abteilungen werden die Topographie der Stadt (S. Schlatter und A. Hardegger), die kirchlichen Bauten (A. Hardegger) und die Profanbauten (S. Schlatter und T. Schieß) dargestellt. Der mit Abbildungen und Quellenbelegen reich dokumentierte Abschnitt über die Stiftskirche und das Stiftsgebäude von August Hardegger stellt eine Erweiterung und Umarbeitung einer vor einigen Jahren erschienenen Monographie dar. Der Verfasser hat mit außerordentlichem Scharfsinn die Geschichte der Klostergebäude bis in die frühromanische Zeit hinauf rekonstruiert, wobei zu berücksichtigen ist, daß im Zeitalter des Barock ein Neubau fast alle Spuren der früheren Anlagen weggefeigt hatte. Die Ausbildung der um 1770 vollendeten Stiftskirche als Doppelchoranlage war, wie aus den Feststellungen Hardeggers hervorgeht, schon in romanischer Zeit vorhanden und ergab sich aus dem dem heiligen Othmar gewidmeten besondern Kultus. Es mag hier beigelegt werden, daß erst kürzlich bei Umbauarbeiten im Stiftsareal vorromanische Skulpturen gefunden wurden. Die betreffenden Stücke waren vermutlich als Füllmaterial für die 1567 erbaute Ringmauer des Klosters verwendet worden und befinden sich jetzt in der Stiftsbibliothek. Eine besonders einläßliche Schilderung widmet Hardegger dem Klosterneubau des 17. und



18. Jahrhunderts und teilt auch eine große Zahl von Projekten und Modellen mit, die es durchaus verdienen, einmal in einem Dommuseum permanent ausgestellt zu werden. Sehr dankenswert sind die beigegebenen Abbildungen des äbtischen Thronsaales (des heutigen Großratsaales) in seiner Ausstattung vor 1880. Der stattliche Saal hatte um 1790 durch den Tiroler Maler Bullacher eine reizende Ausschmückung in perspektivischer Illusionsmalerei erhalten, die leider 1880 der Spitzhacke zum Opfer fiel. Die Ausführungen Hardeggers schließen mit Worten dankbarer Erinnerung an die hochbegabten Vorarlberger Architekten Thum und Bär, die das Werk des st. gallischen Stiftsneubaus geschaffen haben. An eine Würdigung der übrigen Kloster- und Kirchenbauten in St. Gallen schließt sich der Abschnitt über die Profanbauten von Traugott Schieß und Salomon Schlatter. Architekt Schlatter war leider dem Unternehmen vor dessen Vollendung entrissen worden, nachdem er sich noch mit großer Liebe der Herstellung eines Stadtmodells gewidmet hatte. Die auf reichem Quellenmaterial aufgebaute Baugeschichte der einzelnen Häuser stammt in der Hauptsache von Stadtbibliothekar Dr. Tr. Schieß, der auch die Redaktion des wohl gelungenen Bandes und die Anfertigung des Registers besorgte. Von seinen Ausführungen fällt natürlich manches Licht auf Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte. So erinnert z. B. die Notiz, daß ein Vetter Vadians Liegenschaften in St. Gallen besaß, aber in Krakau wohnte, an die große Bedeutung dieses Geschlechts für den Export st. gallischer Leinwandprodukte. Über die Fortführung der Publikation kann angesichts der unsichern Zeiten keine bestimmte Angabe gemacht werden. Indessen werden sich auch hier Wege finden lassen, nachdem die Veröffentlichung des ersten Bandes durch bereitwillige Beihilfe von allen Seiten ermöglicht worden war.

Zürich.

Anton Largiadèr.

*Portraits neuchâtelois*, choisis par P. DE PURY et H. BOY DE LA TOUR, avec notices de PH. GODET. Bâle, Frobenius, 1920.

Ce livre n'est pas en soi un livre d'histoire; c'est plutôt une anthologie artistique avec les qualités d'agrément qu'on attend de ce genre d'ouvrages, mais aussi avec les inconvénients inhérents à ces qualités. Composée en vue du plaisir du lecteur, cette galerie de portraits a dû exclure tous ceux qui ne pouvaient pas retenir et charmer leur attention par des qualités picturales immédiatement perceptibles; si elle évoque en même temps quelques types caractéristiques ou importants de la société neuchâteloise du XVI<sup>ème</sup> au XIX<sup>ème</sup> siècle, quelques détails de ses usages — costumes, mobilier, etc. — elle est nécessairement trop incomplète pour devenir un document utile à l'étude des mœurs d'autrefois. Pourtant la Revue ne peut rester indifférente à une publication consacrée au passé de notre pays — le volume que nous étudions ici est le septième de la série — étant donnés sa valeur artistique tout d'abord et aussi

le soin apporté à établir les notices historiques qui accompagnent chaque portrait. Les éditeurs ne nous font pas connaître toutes les recherches qu'il a fallu pour mettre un nom incontestable sur toutes les figures qui nous sont présentées, pour retracer en quelques mots la biographie de ces personnages divers, célèbres ou non: princes, officiers, théologiens, magistrats, artistes, paysans, horlogers. Or c'est la précision de ces notices, comme leur richesse en anecdotes évocatrices, qui donnent à cet ouvrage une réelle valeur scientifique.

La Clochette s. Lausanne.

D. Lasserre.

*Zur Geschichte von Altstätten* (Rheintal), von Prof. Dr. PL. BÜTLER, herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, mit einer Tafel und zahlreichen Illustrationen, 98 S., St. Gallen 1922.

Das auf Grund von ausgiebigem Quellenmaterial sorgfältig aufgebaute Neujahrsblatt behandelt die Geschichte einer Ortschaft, die seit Jahrhunderten unter den st. gallischen Gemeinwesen eine bedeutungsvolle Stellung einnimmt. Mit sicherer Hand gestaltet der Verfasser ein vortrefflich orientierendes Bild der Geschichte der Stadt von der ältesten Zeit an bis zur Mediation. Bei der Darstellung der mittelalterlichen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse wurden die neuesten wissenschaftlichen Forschungen von Bikel, Beyerle, Caro u. a. verwertet. Der erste Abschnitt führt Altstätten als Dorf vor; die erste urkundlich beglaubigte Nachricht stammt aus dem Jahre 853. Schon damals war das Kloster St. Gallen dort reich begütert; in der Folgezeit fiel ihm der ganze Grundbesitz zu. Städtischen Charakter erhielt der Ort vermutlich durch den kriegerischen Abt Berchtold von Falkenstein (1244—1272), wodurch er sich einen festen Stützpunkt seiner Macht im reichen rheintalischen Besitz des Klosters schuf. Mit dem Jahre 1166 setzen die Urkunden ein, die uns Aufschluß geben über das adelige Geschlecht, das sich nach Altstätten nannte. Größern Einfluß als dieses übten die Meier aus. Ein weiterer Abschnitt handelt von der Reichsvogtei Rheintal, an deren Stelle 1490 die Landvogtei trat, wodurch die Regierungsverhältnisse auf Jahrhunderte festgelegt wurden. Dem Abschnitt über die kommunale Entwicklung, von 1400—1524, schließt sich die Schilderung der Reformation und der Gegenreformation an, die der Stadt bewegte Tage brachten. Der Verfasser entwirft ein recht lebensvolles Bild über das 16. und 17. Jahrhundert. Die Klagen der Reformierten über Zurücksetzung und Vergewaltigung hören erst mit dem zweiten Vilmerkrieg 1712 auf, der die Gleichberechtigung der beiden Konfessionen brachte. Die letzten Abschnitte behandeln die konfessionelle Parität (1712—1798) und den Übergang zu den modernen Verhältnissen. Die Arbeit Prof. Bütlers darf in jeder Hinsicht als eine vorzügliche Leistung bezeichnet werden, die nicht nur bei den nächstbeteiligten Kreisen, sondern auch bei jedem Freund ortsgeschichtlicher Studien lebhaftes Interesse finden muß.

Als Anhang zu der bis 1803 geführten Darstellung von Prof. Bütler

fügt P. Fridolin Stegmüller von Altstätten, O. S. B., eine Altstätter Chronik der Jahre 1803—1920 an und die St. Galler Chronik von 1921 von August Steinmann vermittelt bemerkenswerte Einblicke in die verschiedenartigen Lebensäußerungen dieses Jahres im Kanton St. Gallen.

*Denkwürdigkeiten von Altstätten.* Geschichtliche Übersicht in chronologischer Form, von WILHELM VON ROOSEN. 84 S., 1922.

Diese Chronik ist die Erweiterung der im besprochenen Neujahrsblatt vom gleichen Autor veröffentlichten Chronik von 1803—1920. Der Verfasser ergänzte sie auch nach rückwärts und fügte noch Tatsachen und Vorfälle rein lokaler Natur aus der neuern Zeit an.

Zürich.

Emil Stauber.

L. EMIL ISELIN, *Geschichte des Dorfes Riehen.* Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Im Jahre 1913 erschien, durch Frobenius A.-G. in Basel gedruckt und verlegt, ein schmuckes Büchlein von 77 Seiten, die Geschichte des Dorfes Bettingen (bei Basel), als Festschrift zur Jubiläumsfeier der vierhundertjährigen Zugehörigkeit dieser Gemeinde zu Basel; Verfasser war der Pfarrer der Kirchgemeinde Riehen-Bettingen, L. E. Iselin. Die in ihrer Art wichtige Publikation ist merkwürdig wenig beachtet worden; ihr Leser wird sich aber immer darüber freuen, wie dem Verfasser gelungen ist, neben Benützung der Akten durch ein sorgfältiges und geistvolles Verwerten sowohl der tatsächlichen Zustände als der Namen von Wald und Flur seiner Geschichte dieses kleinen Bergdorfes Reichtum und Bewegung zu geben.

Heute, zehn Jahre später, liegt wieder eine von Iselin geschriebene Dorfgeschichte vor uns: die Geschichte des Dorfes Riehen, zur Feier der vierhundertjährigen Vereinigung der Gemeinde mit Basel herausgegeben vom Gemeinderat in Riehen. Ein stattlicher Groß-Oktavband von 360 Seiten, mit zahlreichen Zierinitialen und Vignetten, 25 Bildtafeln, 2 Plänen.

Die Güte des Papiers, die Schönheit und Würde des Druckes, die reiche künstlerische Ausstattung fallen ohne weiteres ins Auge, und die Freude hieran läßt die Frage nicht aufkommen, ob das Ganze im richtigen Verhältnisse stehe zur Bedeutung der Sache; ein Stück Feststimmung ist in ihm dauernd spürbar und jedem willkommen festgehalten. Auch darauf soll hier kein Gewicht gelegt werden, daß der gesamte Schmuck — zum Teil aus Wiederholungen älterer Bilder, zum Teil aus Originalarbeiten bestehend — etwas zufällig und willkürlich zusammengestellt zu sein scheint und in Folge hievon nicht geschlossen wirkt. In monumentaler Schönheit treten die beiden Landschaftsbilder Hans Sandreuters aus der Menge hervor; den Gebäudeansichten, die wir Willy Wenk verdanken, mangelt die solchen Schildereien sonst wohl anstehende intime Poesie\*;

---

\* Auffallenderweise fehlt in dieser Reihe der Wenkenhof; die Ansicht seines untern Gartens, perspektivisch mißraten und zudem unrichtig datiert,

in Erfindung vortrefflich und dem Buchstile gut angepaßt sind die Vignetten und Initialen Paul Kammüllers. Großen Sachwert haben die beiden Pläne von 1786 und 1923.

Das Buch ist ein Doppelbuch, mit den Reizen und Nachteilen eines Compositums. Da Herr Pfarrer Iselin im Sommer 1922 schwer erkrankte, mußte für Vollendung des Werkes ein zweiter Arbeiter gesucht werden, und es war ein großes Glück, daß Herr Dr. Paul Siegfried sich dafür gewinnen ließ, in die Lücke zu treten; unter höchster Anspannung der Kräfte, durch die Kürze der Zeit gedrängt, hat er das Buch zu einem guten Ende geführt. Es zerfällt hienach in zwei Teile; zu drei Vierteln ist es Iselins, zu einem Viertel Siegfrieds Werk.

Dieser zweite, von Siegfried verfaßte Teil besteht aus den Kapiteln X, XI und XII und schildert die Geschichte des Dorfes vom Beginne des achtzehnten Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart. Indem wir diese im schönen Fluß uns mitführende Erzählung genießen, haben wir dem Verfasser dafür zu danken, wie er unter Bewältigung einer sehr umfangreichen Stoffmenge die dörfliche Geschichte zu einem Verlaufe voll Leben erhoben hat. Es ist die Geschichte einer mehr als zwei Jahrhunderte umspannenden Periode, während deren Figuren wie der große Mathematiker Leonhard Euler und Graf Cagliostro über die Bühne von Riehen schreiten, europäische Bewegungen und Kriege dieses kleine Gebiet wiederholt erschüttern, gealterte Welt- und Dorfstände ein Ende nehmen und auch hier neue Kräfte sich regen und neue Lebensformen gebildet werden. Vielleicht würde Siegfried, wenn ihm mehr Zeit hätte gegönnt werden können, das Eigenartige der letzten Periode Riehens noch mehr herausgearbeitet haben. Denn wie während dieser Jahrzehnte städtische, schweizerische und ausländische Elemente unausgesetzt hier einströmen und zugleich neben dem autochthonen Wesen in verschiedenen Anstalten Stätten eigentümlichen und zum Teil universalen Lebens entstehen, wie aber auch das Dorf selbst sich entwickelt, die Einbürgerung in erstaunlichem Maße wächst, die Auseinandersetzung von Dorf und städtischem Vororte beginnt, — ist ein Vorgang von hohem politischem und wirtschaftlichem, aber auch geistigem und psychologischem Interesse.

Als Hauptstück des Buches erweisen sich die von Iselin verfaßten Kapitel I—IX und XIII, XIV. Sie geben eine Darstellung des geschichtlichen Ganges in der ältern Zeit, aber auch Schilderungen von Zuständen, die teils vergangen sind, teils noch heute bestehen. Erzählen und Beschreiben kreuzt sich. Es ist eine Mischung, die den Gesamteindruck stört und auch Wiederholungen veranlaßt. Ihr darf wohl zugeschrieben werden, daß zwei Charakteristica der Riehener Geschichte — die Lage des Ortes an der Grenze, am äußersten Rande des Schweizerbodens, und

---

kann nicht als Bild des althistorischen Stammhauses gelten. — Es darf auch gerügt werden, daß die Bildtafeln nicht numeriert sind und im Texte Verweise auf die Tafeln fehlen.

das Lusthaus oder Landgut des Städters — im Buche nicht zu ihrem Rechte kommen. Im übrigen erhebt sich ja diese ältere Geschichte Riehens nicht weit über das dörflich Typische. Ihr folgen wir an der sichern Hand Iselins, von den Römerbauten und alemannischen Höfen des Beginnes an durch die lange Folge kirchlicher und weltlicher Herrschaftsgewalten bis zum schließlichen und unabwendbaren Übergang an die Stadt, bis zu den vielen, schweren Erlebnissen des XVII. Jahrhunderts, bis zum Hervortreten von Gemeindebewußtsein und stärkerer Gemeindekraft.

Mancher Landpfarrer hat schon die Geschichte seiner Gemeinde geschrieben, kaum einer so anziehend und anregend wie Iselin. Was sein Riehenbuch auszeichnet, ist das fast leidenschaftliche Verlangen, alles Eigenleben und jeden Einzelreiz dieses einen Flecks Erde in seiner geschichtlichen Bedeutung zu erkennen. An vielen Stellen der erzählenden Abschnitte schon tritt uns dieser Wille entgegen, mehr dann noch in jenen andern Kapiteln, die uns Grund und Boden und die Entwicklung der Bodenkultur zeigen, die vom Wiesenlauf und seinen Veränderungen, vom alten Dorf und seinen Bewohnern handeln. Auch von der Sprache ist die Rede, vom Volksbrauche; Flur- und Wegnamen werden für die geschichtliche Erkenntnis verwertet, aber auch solche Namen selbst wieder aus der Geschichte gedeutet u. s. w. Überall hin führt und hilft die merkwürdig vielseitige Gelehrsamkeit des Verfassers, die sich bewährt bis zu geologischen und botanischen Einzelheiten; in der Darstellung aber begegnen uns da und dort schriftstellerische Schönheiten und eine überraschende Kraft des Schauens und sich Hineinfühlens. Diese Kapitel zumal lassen erkennen, welche Absicht den Verfasser bei aller Arbeit geleitet hat. « Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle » schrieb Goethe; « er erscheint wie Melchisedech als Priester und König in einer Person. Er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeinde; auf diesem reinen schönen irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Lebens zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten. » An diese Worte denken wir angesichts des Iselin'schen Buches, das sich ohne weiteres einfügt in das Ganze einer hingebenden und gesegneten Amtstätigkeit. Iselin hat nicht nur die Geschichte seiner Gemeinde erzählen wollen; seine Absicht ist vor allem gewesen, ein « Heimbuch » zu schreiben und auch durch dieses Mittel der Gemeinde und ihrem höheren Leben zu dienen.

Basel.

Rudolf Wackernagel.